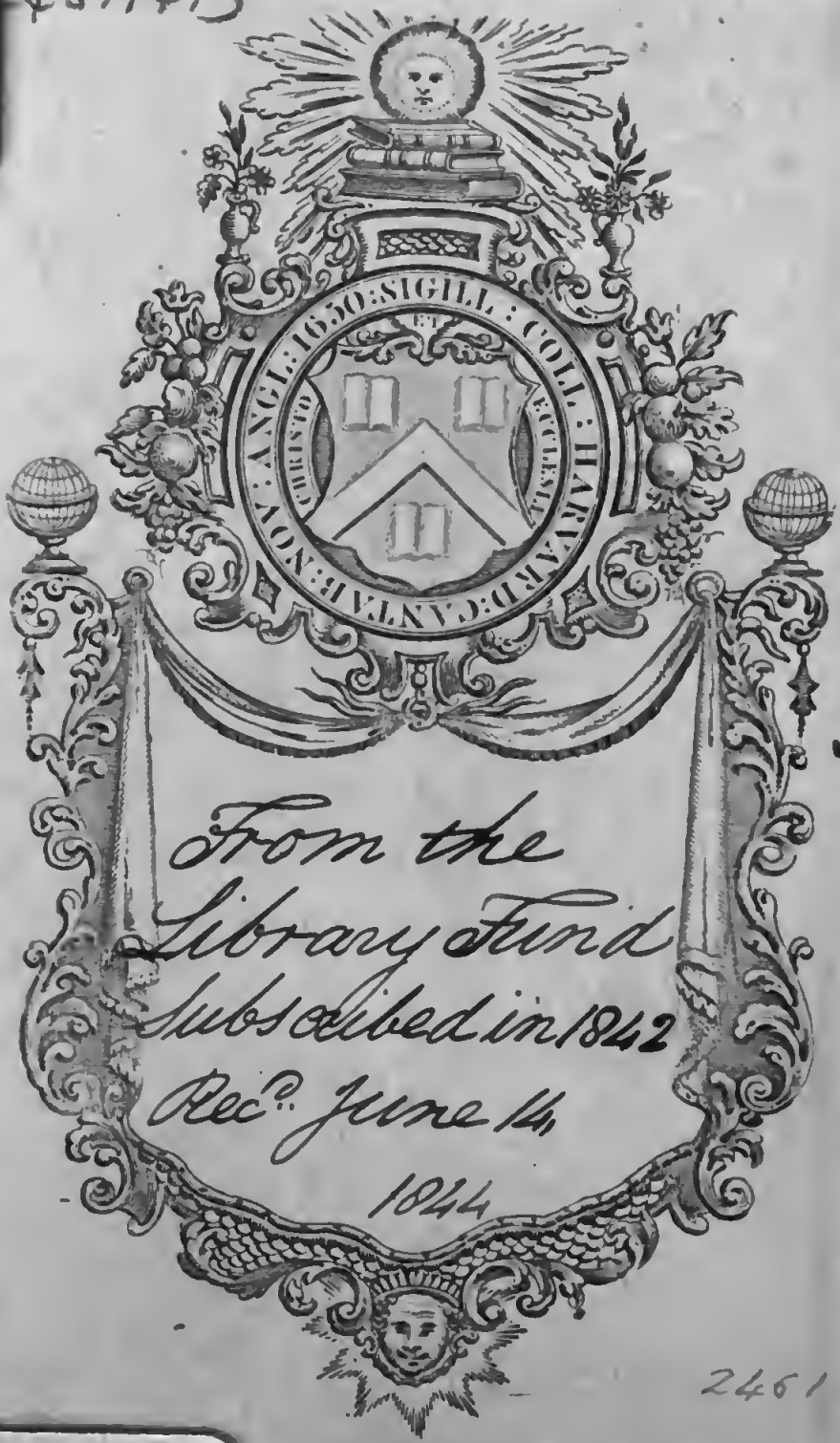
48.1613



From the
Library Fund
Subscribed in 1842
Rec.d June 14,
1844

2461

Digitized by Google

Die Beredsamkeit eine Tugend,

oder

Grundlinien einer systematischen

Rhetorik.

Von

D. Franz Theremin.

Zweite, verbesserte Auflage.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.

8248.16.3

Vorrede.

Dieſe Schrift, die ich zuerſt im Jahre 1814 herausgab, erſcheint hier, bis auf wenige und unbedeutende Veränderungen und Auslaſſungen, in ihrer früheren Geſtalt. Hätte ich an einzelne Theile die Hand legen wollen, um ſie umzuarbeiten und weiter auszuführen — wie ich dies letztere in Beziehung auf die geiſtliche Beredſamkeit oft gern gethan hätte — ſo würde daraus eine Umſchmelzung des ganzen Buches entſtanden ſeyn. Hierzu mochte ich mich nicht entſchließen, um ſo weniger, da ich auch noch jetzt mit dem Inhalte deſſelben einverſtanden bin, und nichts davon zurücknehme. Ja es gereicht mir zu einer beſonderen Freude und Genugthuung, es ſchon damals, vor zwei und zwanzig Jahren, ausgeſprochen zu haben, daß das innere Glaubensleben die einzige Quelle der geiſtlichen Beredſamkeit ſey *). Eine ſolche

*) S. 59—67.

Behauptung mußte damals sehr befremden; aber jetzt scheint mir das Zeitalter schon mehr in diese Ueberzeugung hereingerückt zu seyn.

Anstatt also das, was ich noch über die geistliche Beredsamkeit zu sagen habe, an verschiedenen Stellen in dem Buche selbst zu vertheilen, habe ich vorgezogen, es hier zusammenzufassen. Es betrifft den Maaßstab, um den Werth einer Predigt zu beurtheilen, das Verhalten bei dem Hervorbringen der Predigt, ihre Form und ihre Sprache.

Es fehlt an einem allgemein anerkannten Maaßstabe, um nach demselben den Werth der geistlichen Reden zu beurtheilen; und ein jeder Prediger muß wünschen, vorerst auch nur ein ganz subjectives Kriterium zur Schätzung seiner eigenen Arbeiten zu besitzen. Dies würde sich aber aus den von mir aufgestellten Grundsätzen ohne Mühe ableiten lassen. Das höchste Gesetz der Beredsamkeit, anwendbar auf alle Verhältnisse, worin der Redner sich befinden kann, hat in dieser Schrift den Ausdruck erhalten: Er suche seine jedesmalige Idee auf die dem Zuhörer nothwendig inwohnenden Ideen zurückzuführen; und dies Gesetz, wie ebenfalls bemerkt worden ist, kann er nur erfüllen, wenn die sittlichen Ideen kräftig und lebendig in ihm selber wohnen. Diese Ideen in ihrer Ge-

ſammtheit ſind der Wille Gottes, und der durch ihn dem Menſchen, und namentlich dem Chriſten, vorgezeichnete Beruf. Aus jener allgemeinen Formel würde ſich alſo für den geiſtlichen Redner das Geſetz ableiten laſſen: Er ſtrebe ſeine Zuhörer — und damit dies geſchehen könne, zuerſt ſich ſelbſt — nach dem Willen Gottes zu bilden. Und dieſe Formel würde wieder gleichbedeutend ſeyn mit der folgenden, die wohl überhaupt als die klarſte Bezeichnung für die Aufgabe des Predigers würde angeſehen werden können: Er ſtrebe, in ſeinen Predigten Gott zu gefallen. So hat ſich ſchon Chryſoſtomus *) hierüber ausgeſprochen: „Alſo ſoll auch Derjenige, ſagt er, der den Kampf der Belehrung übernommen hat, nicht von

*) Vom Prieſterthum, überſetzt von Ritter, Buch V, Kap. 7. *Μὴ τοίνυν μήτε ὁ τῆς διδασκαλίας ἀναδεξάμενος τὸν ἀγῶνα, ταῖς τῶν ἔξωθεν εὐφημίαις προσεχέτω, μηδὲ ἀπὸ τούτων τὴν ἑαυτοῦ καταβαλλέτω ψυχήν· ἀλλ' ἐργαζόμενος τοὺς λόγους, ὡς ἂν ἀρέσειε τῷ Θεῷ (οὗτος γὰρ αὐτῷ κανὼν καὶ ὅρος ἔστω μόνος τῆς ἀρίστης δημιουργίας ἐκείνων, μὴ κρότοι, μηδὲ εὐφημίαι) εἰ μὲν ἐπαινοῖτο καὶ παρὰ τῶν ἀνθρώπων, μὴ διακρουέσθω τὰ ἐγκώμια. μὴ παρεχόντων δὲ αὐτὰ τῶν ἀκροατῶν, μηδὲ ζητείτω, μηδὲ ἀλγείτω. ἱκανὴ γὰρ αὐτῷ παραμυθία τῶν πόνων, καὶ πάντων μείζων, ὅτ' ἂν ἑαυτῷ συνειδέναι δύνηται, πρὸς ἀρέσκειαν τοῦ Θεοῦ συντιθεὶς καὶ ῥυθμίζων τὴν διδασκαλίαν.*

dem Beifall anderer abhängen, noch ihretwegen den Muth sinken lassen; sondern seine Reden so ausarbeiten, daß sie Gott gefallen können — das sey für ihn die Regel und das einzige Ziel bei ihrer Anfertigung, nicht Beifall, nicht Lob. — Er verachte zwar die Beifallsbezeugungen nicht, wenn sie ihm von den Menschen gespendet werden, suche sie aber eben so wenig, noch betrübe es ihn, wenn seine Zuhörer sie ihm nicht ertheilen. Wahren und über alles erhabenen Trost bei seinen Arbeiten, giebt ihm allein das Bewußtseyn, seinen Vortrag nach dem Beifalle Gottes eingerichtet und ausgearbeitet zu haben." Hiermit wäre also das subjective Merkmal für den geistlichen Redner zur Schätzung seiner Arbeiten gefunden: Er hat Grund damit zufrieden zu seyn, wenn er bei ihrer Hervorbringung nach allen Kräften gestrebt hat, Gott, und zwar Gott allein, nicht den Menschen, zu gefallen. Dies ist hier nicht nur ein richtiges Merkmal, sondern es ist auch das einzige sichere; und es wird sich darthun lassen, daß nichts anderes, nicht die Ausbildung der Gedanken und der Form, nicht der Beifall der Zuhörer, nicht die eigene Begeisterung bei dem Hervorbringen und Halten der Predigt, ja daß nicht einmal der Segen den sie wirket, ein gewisses Zeichen für ihren Werth abgeben können.

Man könnte glauben, es gehöre zu einer guten Predigt, daß der christliche Gehalt, der nie fehlen darf, gründlich und zusammenhängend entwickelt, und in einer schönen Form durch die Sprache dargestellt sey. Und gewiß wird man die Erfüllung dieser Bedingungen unnachsichtlich von Denjenigen fordern dürfen, welche die Fähigkeit dazu besitzen; wenn diese es daran fehlen ließen, so müßten sie sich vorwerfen, daß sie die Kräfte, die Gott ihnen gab, nicht zu seiner Ehre angewendet, nicht nach ihrem besten Vermögen gesucht hätten, ihm zu gefallen. Eine Predigtweise, bei welcher eine dialectische und ästhetische Vollendung angestrebt wird, muß also Denjenigen, die einen unverkennbaren Beruf dazu haben, gestattet, und gegen den ungerechten Vorwurf, als wollten sie dadurch nur menschlicher Eitelkeit fröhnen, in Schutz genommen werden. Durch einen solchen elenden Bewegungsgrund würde man sich auch niemals hinlänglich gestärkt fühlen, um die großen Schwierigkeiten, die eine solche Aufgabe darbietet, zu bekämpfen; und man wird nur dann die dazu erforderliche Kraft und Ausdauer besitzen, wenn man um Gottes, und nicht um der Menschen Willen seine Arbeiten einer solchen Vollendung näher zu bringen bemüht ist. Diese Predigtweise ist jedoch nicht die einzige, es ist nicht ein-

mal die beſte. Es giebt fromme, in ihrem Innern ſehr lebendige und weitgeförderte Verkündiger des göttlichen Wortes, denen die Gabe eines tiefen und zuſammenhängenden Denkens, ſo wie eines angemeſſenen und ſchönen Ausdrucks, nicht verliehen iſt. Haben nun auch die Vorträge ſolcher Männer manche unverkennbare Mängel, ſo kann ſich doch trotz, ja ſogar vermittelſt derſelben — wenn ſie nämlich in einer unbeſiegbaren Schranke der Natur, nicht in Unfleiß ihren Grund haben — das Göttliche das in ihnen iſt, mit großer Klarheit und Kühnheit ausſprechen; und ihr Wirken wird nicht nur vor Gott vollkommen beſtehn, ſondern auch vor den Menſchen, unter denen die Gebildeteſten ſich oft gerade durch das, was ihrer ſonſtigen Sinnesart am fremdeſten iſt, am meiſten erbaut fühlen. Zu welcher von dieſen Predigtweiſen ein Geiſtlicher berufen ſey, wie weit er zu ſtreben, womit er ſich zu begnügen habe, das kann ihm nur klar werden, wenn er ſich, unbekümmert um homiletiſche Regeln, in Beziehung auf Gott und ſeine Forderungen prüft.

Auch dazu könnte der geiſtliche Redner verſucht werden — und leider wird er es nur gar zu oft! — in dem Beifall und in der größeren Anzahl ſeiner Zuhörer ein Zeugniß für die Vortrefflichkeit ſeiner

Predigten zu ſehen, oder den Muth ſinken zu laſſen, wenn dieſe Ermunterung ihm fehlt. Es muß jedoch einleuchten, daß dieſe Erfolge oft durch zufällige Umſtände bewirkt werden; daß es ſich damit verhält wie mit dem Ruhme überhaupt, mit dem Reichthum und mit den Ehrenſtellen, welche nie einen Maaßſtab für die Würdigkeit und für die höheren Fähigkeiten eines Menſchen abgeben können. Deshalb wird ſchon für natürlich edle Menſchen die Erlangung des Ruhmes niemals das höchſte Ziel ſeyn, wonach ſie trachten; ſondern ſie werden eine würdige Richtung verfolgen, unbekümmert ob ſich der Ruhm an ihre Fußtapfen hefte oder nicht. Und für den geiſtlichen Redner ſollte die Gunſt oder die Mißgunſt der Menſchen das höchſte Urtheil, und ihren Beifall zu gewinnen, die höchſte Aufgabe ſeyn? Dadurch wäre plötzlich ſein Wirken, das nur aus den reinſten Antrieben hervorgehen ſoll, zu einer Volksſchmeichelei erniedrigt; und es könnte ſich nur die chriſtliche Homiletik bequemen Künſte zu lehren, deren die heidniſche Rhetorik ſich geſchämt hätte. Man würde auch einer großen Anzahl höchſt frommer und achtungswerther Geiſtlichen, die aber gerade keine Lieblinge des Publikums ſind, den Troſt abſprechen müſſen, den das Zeugniß ihres Gewiſſens ihnen gewähren kann und ſoll. Das iſt

mir ein trefflicher Redner, dem es ganz gleichgültig iſt, ob er vor drei Zuhörern, oder vor dreitauſenden predigt. Der Hinblick auf ihre Anzahl, das Lauſchen auf ihre günſtigen oder ungünſtigen Urtheile, iſt eine ſchmachvolle Abhängigkeit für den Geiſtlichen; und ein jeder ſollte eilen, ſich von dieſer Kette zu befreien, die Manche ihr ganzes Leben hindurch hinter ſich her ſchleppen. Dies wird man aber nur erreichen können, durch das Beharren bei dem von uns angegebenen Merkmale, und bei unſerm Grundſatze, der auch der Grundſatz des Paulus war, welcher ſpricht *): Alſo reden wir, nicht als wollten wir den Menſchen gefallen, ſondern Gott, der unſer Herz prüfet.

Da nun der Beifall der Zuhörer kein ſicheres Zeugniß für die Vortrefflichkeit einer Predigt iſt, ſo wird man auch niemals etwas aus dem einzigen Grunde, weil es dazu dienen könnte dieſen Beifall zu erwerben, dem Geiſtlichen zur Pflicht machen oder anrathen dürfen. Tholuck und Harms, zwei von mir hoch verehrte Männer, haben in dieſer Beziehung, ſo wie über manches andere, das zur geiſtlichen Beredſamkeit gehört, Anſichten geäußert, denen ich nicht

*) 1. Theſſal. 2, 4.

beiſtimmen kann. Tholuck in ſeiner lehrreichen Vorrede zum zweiten Theile ſeiner Predigten, geht von der Frage aus *): Welches ſind die Mittel, die gebildeten Klaſſen wieder zur Theilnahme am Gottesdienſte zurückzuführen? Ich glaube, es giebt nur Ein Mittel zu dieſem Zweck: alſo zu predigen, daß man Gott gefallen könne; wollen die Gebildeten alsdann ihr Theil Erbauung mit hinwegnehmen, ſo wird man ſich deß freuen; wollen ſie es nicht, ſo wird man es bedauern; aber man hat ſeine Schuldigkeit gethan, und wegen ihres Nachtheils haben ſie keinen anzuklagen, als ſich ſelbſt. Will man aber auf die Neigungen und den Geſchmack der Gebildeten, die Vorſchläge zu andern Mitteln gründen, ſo würde man den geiſtlichen Redner dadurch der alleinigen Abhängigkeit von Gott, worin er ſich ſtets befinden ſoll, entziehn, und man würde ihm nicht einmal einen ſichern Erfolg verſprechen können. „In einer Zeit, fährt Tholuck fort **), wo Shakspear eine ſtärkere Autorität für Viele iſt, als Paulus, und ein Diſtichon Göthe's eine kräftigere Belegſtelle, als der ganze Römer- und Galater-Brief,

*) S. IX.

**) S. XII, XIII.

darf der Geiſtliche, welcher auf ſeine Gemeine wirken will, mit ihren Gewährsmännern nicht unbekannt ſeyn. .... Wollen wir unſere Gebildeten der Kanzel näher bringen, ſo werden wir nicht vermeiden können, öfter als der gewöhnliche Styl es thut, auf die Gebiete, in denen ihr Leben wurzelt, hinüber zu weiſen. Paulus, der in Athen den Aratus, und vor den Kretern den Epimenides in ſeiner Predigt citirt, wird unſer Schirm ſeyn, wenn die Homileten uns anklagen und verdammen.“ Ich will keinesweges behaupten, daß Citationen aus älteren oder neueren Profanſcribenten immer aus dem Kanzelvortrage verbannt ſeyn müßten; denn warum ſollte etwas, das an ſich ſchicklich und anſtändig iſt, nicht auch in einer Predigt geſagt werden können? Wenn die mehreſten ſolcher Citationen, die mir bisher vorgekommen ſind, etwas Unangemeſſenes und Störendes zu haben ſchienen, ſo iſt damit noch gar nicht geſagt, daß ſie nicht in einem andern Zuſammenhange höchſt paſſend und ſchicklich erſcheinen könnten. Indeß glaube ich, daß man ſich ſolche Anführungen nur dann geſtatten darf, wenn ſie bei der natürlichen Bewegung der Gedanken ſich ganz von ſelbſt darbieten. So bietet das Citat aus dem Aratus ſich dem Paulus höchſt ungezwungen dar; und es kann nicht auffallen, daß er, indem

er zu den Athenienſern von dem den Heiden inwohnenden Gottesbewußtſeyn ſpricht, dies durch die Worte eines heidniſchen Dichters belegt, der geſagt hat, die Menſchen ſind göttlichen Geſchlechts *). Ja, es war ihm hier gerade ein ſolches Zeugniß nothwendig, und er durfte ſich vor den Athenienſern auf kein anderes berufen. Mißbilligen aber müßte ich durchaus ſolche Anführungen, ſobald ſie herbeigezogen würden von einem Prediger, der den Beifall der Gebildeten gewinnen, und zeigen wollte, daß er auch ein Gebildeter ſey; und ſie würden alsdann vermuthlich auch das Gefühl von Schicklichkeit, das den Gebildeten eigen zu ſeyn pflegt, verletzen. Aber auch nicht einmal dann, wenn ſie nothwendig zur Gedankenreihe gehörten, würde man ſich von ihnen mit Sicherheit den Erfolg verſprechen dürfen, die modernen Athenienſer der Kanzel näher zu bringen. Das Beiſpiel des Apoſtels beweiſet allerdings, daß ſie in dieſem Falle zu geſtatten ſind, aber nicht, daß ſie wirken; denn Paulus fand wenig Eingang zu Athen.

So iſt es mir, ich darf es bekennen, auch auf-

*) Nec vero mirum est Paulum, cui sermo erat apud homines incredulos, et verae pietatis ignaros, poetae testimonio uti, in quo exstabat ejus notitiae confessio, quae naturaliter humanis mentibus indita est ac insculpta. Calvin.

fallend gewesen, wenn Harms, bei der Frage, ob man Dogma oder Moral predigen solle, sich auf das Urtheil des Volkes beruft *). „Die wir uns aber auf unserem Gebiete, das wir so nennen, zu halten haben, wir fragen bloß: wie ist das aufgenommen vom Volk? und, was wird jetzt lieber gehört, Glaubenslehre, oder Pflichtenlehre? ... Man mag beide nicht, den Glauben nicht, und die Liebe nicht; doch wenn wir den Glauben predigen, so bekommen oder so behalten wir Zuhörer eher, als wenn wir die Liebe, die Moral predigen. ... Zwar hat Jemand mich aufgefordert, in den ersten Jahren meines Hierseyns: Predigen Sie Moral, Moral, so müssen wir die Kirche größer bauen; ich zweifle aber keinen Augenblick, wenn ich es gethan hätte, und im Sinne dieses Mannes, so würde ich jetzt viel weniger Zuhörer haben, als ich habe." Der verehrte Verfasser weiß sehr wohl, daß man seine Pflicht thun, und den Glauben predigen müßte, selbst auf die Gefahr, alle Zuhörer zu verscheuchen. Er sagt auch bald darauf: „Uebrigens vertraue ich ihnen, daß sie andere Gründe haben den Glauben zu predigen, als den Zulauf, den Beifall, welches auch bloß dienen soll zu

*) Der Prediger, S. 85.

einem deſto freudigeren Aufthun ihres Mundes.“ Da es alſo andere und beſſere Gründe gibt, ſo hätte es ſich auch wohl geziemt, dieſe allein hervorzuheben, anſtatt die jungen Geiſtlichen auf das Urtheil des Volks und den Beifall des Publicums hinzuweiſen.

Auch die Begeiſterung, die man während des Ausarbeitens der Predigt, und die Zufriedenheit die man fühlt, nachdem man ſie gehalten, beweiſen wohl nichts mit Sicherheit für den Werth der Predigt; ſie können wenigſtens fehlen, ohne daß ſie deshalb ſchlechter ſey. Die erſte verlangt Harms, wenn er *) „ein Kommen der Gedanken fordert, da ſie mehr gefunden als geſucht erſcheinen, unter der Freude, daß ſie nicht ausbleiben, und einer Freude um meiner Zuhörer willen, um meinetwillen nicht, daß die werden davon erbaut werden.“ Die eigene Zufriedenheit ſcheint Tholuck zu verlangen, wenn er ſagt **): „Der Prediger, wenn er von der Kanzel herunter kommt, muß Mutterfreuden fühlen, Freuden der Mutter, die unter Gottes Segen ein Kind geboren hat.“ Wir wünſchen allen Denjenigen Glück, denen ohne Beimiſchung menſchlicher Eitelkeit ſolche Erfahrungen zu

*) Mit Zungen reden. Studien und Kritiken. 1833. Drittes Heft. S. 821.

**) Vorrede zum zweiten Theil ſeiner Predigten, S. XVII.

Theil werden; aber wir müſſen es zur Steuer der Wahrheit und zum Troſt vieler achtungswerthen Geiſtlichen behaupten, daß auch ohne ſolche Empfindungen vor und nach dem Halten der Predigt, ja daß bei entgegengeſetzten Zuſtänden, die Predigt denſelben Werth haben kann. Wie nämlich das Gebet, das ſich ohne Freudigkeit aus einem trockenen Herzen loswindet, oft gerade das beſte und wirkſamſte iſt, ſo kann auch die Predigt gut ſeyn, bei welcher man durch keine Begeiſterung getragen, nur durch feſten Entſchluß und anhaltendes, obwohl freudenloſes Beten, die ſich häufenden Schwierigkeiten überwunden hat. Nach einer ſolchen Predigt, wird man freilich nicht mit der Freude einer Mutter, die ein Kind geboren hat, ſondern man wird mit dem ſchmerzlichen Gefühl, einem großen Berufe nur unzureichende Kräfte widmen zu können, die Kanzel verlaſſen. Aber man wird auch, um die eigene Unzufriedenheit zu bekämpfen, und um ſich über ungünſtige Urtheile zu tröſten, die Worte des Herrn auf ſich anwenden dürfen*): Was bekümmert ihr ihn? Er hat gethan, was er konnte.

Nicht einmal den die Vorträge eines Geiſtlichen be-

*) Marci 14, 6. 8.

begleitenden oder nicht begleitenden Segen würde ich als ein ſicheres Zeugniß für oder gegen ſie anſehen. Wenn man freilich einen Segen meint, der früher oder ſpäter erfolgt, der oft nicht wahrgenommen, ſondern geglaubt wird, ſo wird dieſer bei einem treuen geiſtlichen Wirken, einem aufrichtigen Streben nach dem Wohlgefallen Gottes, zu hoffen ſeyn; aber er wird nicht nothwendig bei einer jeden einzelnen guten Predigt ſichtbar hervortreten müſſen. Wollte man aber ſchon die durch einen Redner hervorgerufene Rührung und Begeiſterung für einen Segen halten, ſo müßte ich dies für einen großen Irrthum erklären, indem ich glaube, daß ſolche Erſcheinungen auch ohne eigentliche tief gehende Erbauung Statt finden können. Ja man wird nicht umhin können, ſich das Fehlen und Ausbleiben des Segens ſelbſt bei einer chriſtlichen, vortrefflichen Predigt, als einen möglichen Fall zu denken. Denn wollte man ihn nothwendig daran knüpfen, ſo würde man die menſchliche Kraft zu ſehr erheben, und die göttliche Gnade beſchränken, die ihn gewähren oder verſagen kann. Was ein von der Kanzel geſprochenes Wort zur Erbauung des Hörers wirkt, das wirket es nie durch die Beredſamkeit des Predigers, ja nicht einmal durch ſeinen Glauben; ſondern allein durch den Geiſt Got-

tes, dem es gefällt dieſes Wort mit ſeinem Segen zu begaben, dem es aber auch gefallen kann, durch ein minder kräftiges Wort, wenn es nur nicht gerade unchriſtlich iſt, noch viel größere Dinge zu wirken. Müßten die gewaltigſten und höchſten Worte auch immer die gewaltigſten Wirkungen hervorbringen, ſo müßte ſich dies an den Worten, welche die ewige Wahrheit ſelber geſprochen hat, nachweiſen laſſen. Aber Chriſtus erklärte ausdrücklich, daß viele ſeiner Zuhörer von ſeinen Reden durchaus keinen Segen haben würden *). Dagegen ward die Predigt des Petrus am Pfingſtfeſte, die man doch wohl nicht höher ſtellen wird, als die Reden des Herrn, von einem Erfolge begleitet, wie ihn dieſe niemals gehabt hatten; denn es war die Stunde des Geiſtes und des Segens. Man darf ſogar annehmen, daß das Wort eines redlichen Rationaliſten zur Erweckung des Glaubens, der ihm ſelber fehlt, geſegnet werden könne; und das würde dadurch zu begreifen ſeyn, daß die Zuhörer in ſolchen Fällen ſich täuſchen, und ihren eigenen Glauben in die Worte des Mannes hineinlegen. Wenn man alſo, wie man ſoll, dahin ſtrebt Erbauung zu bewirken, ſo würde man ſelbſt bei die-

*) Matthäi 13, 13 — 15.

ſem Streben, durch den vielleicht fehlenden Segen, in Verwirrung gerathen können, wenn man nicht das einzige untrügliche Merkmal feſthielte: Man predige gut, wenn man nach ſeinen Kräften ſtrebe, durch ſein Predigen Gott zu gefallen.

Dies wäre alſo der ſubjective Maaßſtab für den geiſtlichen Redner ſelbſt. Die Zuhörer werden allerdings berechtigt ſeyn, auszuſprechen, die Predigt habe ſie erbaut oder nicht; aber ſie würden wohl thun, auch in dem letzten Falle, ſich eines ungünſtigen Urtheils über den Werth der Predigt ſelbſt zu enthalten. Den kritiſchen Beurtheilern möchte man anrathen, ſich mit einer Charakteriſtik zu begnügen, und mit einer Hervorhebung ſolcher Stellen, welche die Richtung eines geiſtlichen Redners bezeichnen; niemals aber ſich über ſeine Arbeiten ein verwerfendes Urtheil zu erlauben, denn dieſes träfe ſein inneres Leben ſelbſt, und ginge weiter, als ein Menſch gegen einen andern Menſchen gehen darf.

Was nun ferner das Verhalten und die Methode bei dem Hervorbringen der Predigt betrifft, ſo würde hier die Frage zu beantworten ſeyn: Soll man aufſchreiben und auswendig lernen? Soll man ſich mit dem erſten begnügen, das zweite aber unterlaſſen? Soll man ſich von dem einen wie von dem andern

frei machen; nur die Gedanken vorbereiten und ordnen; wegen des Ausdrucks aber der Eingebung des Augenblickes vertrauen? Ich antworte nach meinen Grundsätzen: Es ist Pflicht eines jeden, diese verschiedenen Methoden zu versuchen, und diejenige für sich zu wählen, bei welcher er, nach gewissenhafter Selbstprüfung, hoffen darf, sein inneres Leben am vollständigsten auszusprechen. So handelt er nach dem Willen Gottes, der den Menschen verschiedene Gaben ertheilt, und ihnen dadurch auch in dem Wirken für sein Reich ein verschiedenes Verfahren vorgeschrieben hat. Es giebt Männer, denen ein langes, einsames Nachsinnen nicht förderlich, sondern hinderlich ist; die bald das Wichtigste gefunden haben, das über einen Gegenstand zu sagen ist; deren Begeisterung in der lebendigen Bewegung des Sprechens wächst, und denen gerade dann die kräftigsten Gedanken, Wendungen und Ausdrücke zuströmen. Solche Männer sind zum Extemporiren berufen; sie würden den Willen Gottes schlecht verstehn, wenn sie nicht diese Methode befolgten; und sie wären nur zu warnen, daß sie, im Vertrauen auf ihre Gaben, sich nicht auch der Vorbereitung der Gedanken, die auch ihnen unerläßlich seyn möchte, überhoben glaubten. Es giebt andere Menschen, bei denen das innere Le-

ben viel langſamer fließt. Bei dem erſten Blick auf einen Gegenſtand ſehen ſie wenig oder nichts; er enthüllt ihnen nur dann ſeinen Reichthum, wenn ſie ihn lange und unverwandt betrachten. Die Begeiſterung ergreift ſie nicht plötzlich; ſie haftet an den Gedanken, und ſie müſſen ſich wie in dieſe, ſo in jene, allmählig hineinarbeiten. Das Wort, die Wendung, die ihnen zuerſt einfallen, ſind niemals die paſſendſten; nur bei längerem Nachſinnen gelingt es ihnen, den angemeſſenen Ausdruck zu finden. Es fällt in die Augen, daß ſolchen Menſchen, wenn ſie Prediger ſind, von Gott ſelbſt die Pflicht auferlegt iſt, nicht nur die Gedanken vorzubereiten, ſondern auch die Worte aufzuſchreiben, ja dieſe Worte, wenn ſie ſich nicht von ſelbſt dem Gedächtniß einprägen, förmlich auswendig zu lernen. Wenigſtens würden ſie hierin ſo viel thun müſſen, als ſie nach den Verhältniſſen, worein Gott ſie verſetzt hat, zu leiſten vermögen. Eine ſolche Arbeit iſt ſchwer, und es wäre zu wünſchen, daß durch eine frühzeitige Uebung im extemporirten Reden, wofür man aber in unſern deutſchen Bildungsanſtalten zu wenig thut, der Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Arten von Menſchen einigermaßen ausgeglichen würde. Es kann auch zugegeben werden, daß das Anhören einer ganz oder zum

Theil, mit der unverkennbaren Gabe dazu, extemporirten Rede für den Hörer erfreulicher und erregender ist; wenn man aber nur an solche Reden den göttlichen Segen knüpfen, und ihn den ausgearbeiteten und memorirten absprechen wollte, so würde man mehr behaupten, als ein Mensch zu wissen im Stande ist. Keiner hat so geschickt wie Fenelon *) die Vorzüge eines freien Sprechens auseinandergesetzt. Wenn er aber jenes andere, mühsamere Verfahren gänzlich verwirft, so hat dies wohl seinen Grund darin, daß der theure und treffliche Mann hier nicht genug aus sich selber herausgegangen ist, um sich in andere verschieden begabte Naturen hineinzudenken. Denn ihm war es freilich gegeben, ohne Vorbereitung und Mühe auf das Anmuthigste zu reden; aber warum soll denn gerade Jeder einen solchen Vorzug besitzen? Auch dem Demosthenes hat er gefehlt.

Bei einem tieferen Eindringen in die Beschaffenheit des Glaubenslebens, welches sich in der Predigt darstellen soll, werden sich nun über die Form derselben folgende Resultate ergeben: Das Glaubensleben ist in einem Jeden, der es wirklich lebt, und der sich

*) Fenelon's Dialogen über die Beredsamkeit, übersetzt von Schlüter, S. 86 folg.

nicht mit der Nachahmung eines fremden Typus begnügt, ein ganz eigenthümliches, das mit dem eines andern Aehnlichkeit haben, aber nie ganz damit zusammenfallen kann. Dieſen ſeinen eigenthümlichen Stempel wird es allem was aus demſelben hervorgeht, der gewöhnlichen Rede, dem Verhalten, den Handlungen, und alſo auch der Predigt aufdrücken können und müſſen. Erwägt man dies, ſo muß es allerdings befremden, daß die Predigt unter uns nur an eine wenig variirte Form gebunden erſcheint. Ein angehender geiſtlicher Redner wird zwar wohlthun, unter den beſtehenden Formen die ihm am meiſten zuſagende ſich anzueignen; aber es läßt ſich erwarten, wenn ſein inneres Leben ſich einigermaßen kräftig entwickelt, daß es bald dieſe erſte Form durchbrechen, und daß es für jede neue Stufe, die es erreicht, auch eine neue Form der Rede ſich ſchaffen werde. Durch hergebrachte Regeln, die oft nur beſchränkte und beſchränkende Vorurtheile ſind, ſollte hier Niemand ſich zurückhalten laſſen; denn es giebt keine im Voraus aufzuſtellende Norm, in welche jede Predigt hineinpaſſen müßte; ſondern eine jede führt ihren eigenen Maaßſtab zur Beurtheilung mit ſich. Daher iſt es eine erfreuliche Erſcheinung der neueſten Zeit, daß ausgezeichnete Kanzelredner ſich ihre eige-

nen Wege bahnen; und daß bewährte Männer, wie Tholuck und Harms in den angeführten Schriften, Anweisungen ertheilen, die nach ihrem allgemeinen Sinne die Aufforderung zu enthalten scheinen, die Persönlichkeit in der Predigt freier walten zu lassen. Man wird also das Neue in der Predigtform gern anerkennen müssen, so fern es nämlich wirklich aus dem inneren Glaubensleben entsprungen, nicht aus einer ungeregelten Einbildungskraft hervorgesprudelt, oder um Aufsehn zu erregen, willkürlich ersonnen ist. Nur wird man immer bevorworten dürfen, daß das Frühere daneben nicht veraltet ist, und daß es stehn bleiben kann, als eine Form, in welche fromme Gemüther ihre Gedanken hineingebildet haben, und welche für verwandte Geister, und auf ähnlichen Stufen, dieselben Dienste leisten kann.

Nach diesen Grundsätzen würde, wie ich glaube, ein billiges Urtheil über die unter uns am häufigsten vorkommende Predigtform gefällt werden können. Es ist dies diejenige, wo man das aus dem Texte geschöpfte Thema in zwei, drei, auch wohl vier Theile theilt, und diese nach einander entwickelt. Es ist nicht zu verkennen, wie es mir scheint, daß diese Art, die Predigt zu construiren, ihre großen Vorzüge hat,

indem ſie eine gründliche, umfaſſende Bearbeitung des Gegenſtandes, eine lichtvolle Anordnung der Gedanken nicht nur begünſtigt, ſondern gebieteriſch fordert, und dem Geiſte des Zuhörers, der bei einer längeren Rede oft abſchweift oder ermüdet, einen Faden darbietet, woran er ſich zurecht finden kann. Sie hat aber auch freilich ihre Nachtheile. Indem man einen Gedanken durch Thema, Theile und Unterabtheilungen hindurchführt, kann er leicht etwas von der Kraft und Friſche einbüßen, womit er zuerſt vor den Sinn trat. Um die zwei oder drei Theile ſymmetriſch zu geſtalten, wird wohl bei dem einen etwas Bedeutendes ausgelaſſen, bei dem andern etwas Unbedeutendes hinzugefügt. Mehrere Male, nämlich in einem jeden Theile, fängt man von Vorn an, indem man immer mit dem Begriffe anhebt, und mit der Anwendung auf das Leben ſchließt; eine Einförmigkeit, welche den Redner und die Zuhörer ermüden kann. Auch unter den franzöſiſchen Kanzelrednern aus der glänzendſten Epoche, findet ſich dieſe Form; z. B. bei Maſſillon und Bourdaloue, und zwar in noch größerer Strenge, als bei uns, indem ſie ſelbſt die Theile wieder eintheilen, und dieſe Unterabtheilungen ankündigen. Schon dazumal erklärte ſich Fenelon dagegen,

und er wünſcht dieſe Form gänzlich durch eine andere, die er vorſchlägt, verdrängt zu ſehn *). Neuerlich hat auch Sickel manches nicht ohne Grund dagegen erinnert **). Ich kann ſie nach meinen Grundſätzen keinesweges verwerfen, indem ich glaube, daß ſie Manchem zur nachdruckvollſten Ausbildung ſeiner Gedanken gute Dienſte geleiſtet hat, und noch leiſten wird. Daher möchte ich allen jungen Geiſtlichen rathen, ſich darin zu verſuchen, ſie mit der größten Strenge durchzuführen, aber freilich auch ſie aufzugeben, ſobald ein nicht mehr auszugleichender Widerſpruch zwiſchen dieſer Darſtellungsweiſe und dem Gang ihrer Ideen und Gefühle ſich kund gethan hat. Alsdann möchte unter anderen denkbaren Formen auch vielleicht die folgende ſich darbieten und empfehlen. Indem man auf eine eigentliche Eintheilung Verzicht leiſtet, giebt man nur im Allgemeinen die Abſicht an, dem Zuhörer die aus dem Texte geſchöpfte Lehre an das Herz zu legen. Dieſe Lehre entwickelt man ſogleich vollſtändig, ohne ſie in mehrere Theile zu zerſchneiden, aber in möglichſter Kürze, ſo daß dieſe Entwickelung nicht einen Haupttheil der Predigt bilden

*) Dialogen über die Beredſamkeit, S. 96 — 101.
**) Grundriß der chriſtlichen Halieutik, S. 71 folg.

könnte. Iſt dergeſtalt die Idee an ſich zur Anſchauung gebracht, ſo läßt man ſie ins Leben übergehn, und hält ſie zuſammen mit den Erſcheinungen, die ihr widerſprechen, oder die ihr gemäß ſind, und aus ihr entſpringen. Man behandelt hier die ganze Predigt, wie man jeden einzelnen Theil zu behandeln pflegt; ſie iſt, ſo zu ſagen, nur Ein Theil, ſie iſt ganz aus einem Stück, indem das Abbrechen und Zurückgehn auf die Begriffe, womit die einzelnen Theile anfangen, hier nicht Statt findet. Man hat, da die Idee in keine ſo beſtimmte Schranken eingezwängt iſt, eine größere Freiheit in den Wendungen, und wird durch keine Rückſichten auf Symmetrie verhindert, die Gedanken, welche die wichtigſten ſind, auch am meiſten auszuführen, und einen jeden dahin zu ſtellen, wo er am kräftigſten erſcheint. Es wäre jedoch wohl zu bemerken, daß man hier zwar ſcheinbar regellos, aber deshalb nur um ſo geregelter einherſchreiten, und nicht minder ſtreng als ſonſt den Hauptgedanken feſthalten, und die Vorſtellungen, die ihn ins Licht ſetzen, auswählen müßte.

Fragt man nach der Sprache und der Ausdrucksweiſe, welche dem geiſtlichen Redner geziemt, ſo wird geantwortet, bald: die Bibelſprache; bald: die Bücherſprache; bald: die Sprache des gemeinen Lebens;

bald: eine einfache, natürliche; bald: eine kunstgemäße, eine bilderreiche, poetische. Es könnte auch seyn, daß die Sprache irgend eines ausgezeichneten Redners besonders angepriesen würde. Ich kann, wenn gefragt wird: Welche Sprache soll der Geistliche auf der Kanzel reden? nur antworten: Seine eigene. Ein christliches Leben ist in ihm entstanden, und er nährt sich unaufhörlich durch das Wort Gottes, aus welchem viele Ausdrucks- und Vorstellungsweisen ihm geläufig werden. Dies christliche Leben bildet aber nicht einen abgesonderten Strom, sondern fließt mit seinem ganzen inneren Leben zusammen. Zu diesem gehören Phantasie, Gemüth, Charakter, Geist, mit ihren, in einem jeden verschiedenen Kräften; Lebenserfahrungen, wissenschaftliche und litterarische Bildung. Aus allen diesen Bestandtheilen entsteht das innere Gespräch seines Herzens, die Sprache, in welcher er zu sich selbst und zu Gott von den Heilswahrheiten redet; und diese ist der Grundton, aus welchem er auch von der Kanzel herab sprechen soll. Ein Jeder lasse also seine Eigenthümlichkeit walten, aber freilich ohne Ziererei, ohne mehr zur Schau zu tragen, als in ihm ist, mit dem beständigen Bestreben, nicht seine Härten und Ecken hervorzukehren, sondern diese durch Nachahmung des voll-

kommnen Vorbildes Jesu Christi abzuschleifen. Daraus würde in der Sprache der geistlichen Redner eine höchst reiche und anziehende Mannigfaltigkeit hervorgehn, die nicht durch Regeln, die Jemand für gut befunden hätte, nach seiner eigenen Individualität aufzustellen, beschränkt werden dürfte. So soll man z. B. nicht fordern, daß ein jeder kunst- und schulgerecht, aber eben so wenig, daß ein jeder einfach und kunstlos, oder wie man zu sagen pflegt, natürlich rede. Denn bei dem Einen würde in der kunst- und schulgerechten Sprache, die ihm nicht geläufig ist, das innere Leben nicht hervorbrechen können; bei dem Andern hingegen ist die Natur selbst schon künstlerisch, durch lange Kunstübung gebildet, und sollte er nicht auf diese Weise reden, so würde er seiner Natur Zwang anthun müssen. Diese Bemerkung, daß nämlich Keiner etwas als eine allgemeine Regel aufstellen soll, was nur für ihn, und für ihm verwandte Geister gelten kann, würde ich mir in Beziehung auf die Rathschläge und Anweisungen erlauben, welche Harms für die Kanzelsprache ertheilt hat *). „Die Sprache, sagt er, wird eine bilderreiche seyn." Ich glaube, dies sey nur dann lobenswerth, wenn die

*) Mit Zungen reden. Studien und Kritiken. 1833. Drittes Heft. S. 823 folg.

Anlagen des Geiſtes und des Gemüthes es alſo mit ſich bringen; iſt dies nicht der Fall, ſo thue man ſich keinen Zwang an, um Bilder zu finden, denn unentbehrlich ſind ſie nicht. „Eckig, ſcharf, ſpitz, fährt der geiſtreiche Verfaſſer fort, wird die Sprache ſeyn, Spießen und Nägeln gleich, wie ſo die Meiſter in den Verſammlungen ſchrieben. Pred. Salom. am Ende. Denn die glatten Steine liegen am Bach, da ſie auch David auflas, wo ſie durch langes Gerölle über einander hin ſich abgeglättet haben, die urſprünglich eckigen, ſcharfen, ſpitzen.“ Eine ſolche Rede ſoll uns ſehr willkommen ſeyn, doch die glatte wollen wir darum nicht ſchelten. War es doch ein glatter Stein, womit David den Goliath erſchlug: ſo könnte auch eine Reihe wohlgeglätteter Perioden alſo geſchleudert werden, wenn Gott ſeinen Beiſtand verleiht, daß der getroffene Unglaube erliegen muß. „Die Sprache ſey, heißt es ferner bei Harms, nachläßig, incorrect, wie man es auch den Verfaſſern der Bibel Schuld gibt.“ Ganz richtig, das kann und das darf ſie ſeyn, und wir haben ſchon im Anfang der Incorrectheit ihre unbeſtreitbaren Rechte vorbehalten; aber dadurch ſind die der Correctheit nicht aufgehoben, und es läßt ſich nicht abſehen, warum Derjenige, der ſich bei geringen Veranlaſſungen einer guten Schreibart be-

fleißiget, ſich gerade bei einem ſo wichtigen Geſchäfte, wie das Predigen, die Incorrectheit zum Geſetz machen ſollte.

Es wird alſo wohl Denen, die ſich dazu berufen fühlen, vergönnt ſeyn, auch auf der Kanzel correct zu ſprechen, und ſich um die fernere Ausbildung der rhetoriſchen Proſa zu bemühn, denn dieſer ſcheint mir noch vieles an der Vollkommenheit zu mangeln, welche die philoſophiſche, die erzählende und die beſchreibende unter uns erreicht haben. Die Periode, wie ich in der vorliegenden Schrift verſucht habe es darzuthun *), iſt der rhetoriſchen Proſa nothwendig; eben ſo weſentlich aber iſt ihr die ſchnelle Fortbewegung, und es wird uns ſchwer, beides mit einander zu vereinigen. Wir können wohl mit Schnelligkeit reden, doch ohne Perioden; oder in Perioden, doch ohne Schnelligkeit. In vielen kurzen, hinter einander geſtellten Sätzen können wir leicht gedrängt und concis ſeyn; doch die Perioden, die wir bauen, haben eine laſtende Schwere; beim Vortrage fallen ſie gewöhnlich auseinander, zerbrechen gleichſam in mehrere Stücke, und können von dem Ohre nicht als ein Ganzes aufgenommen werden. Bei den vielen dumpfen Lauten in

*) Seite 197 folg.

unſerer Sprache, bei den wenigen Metallklängen, bei der beſchwerlichen Länge vieler Subſtantiva, bei den läſtig nachſchleppenden Hülfszeitwörtern, bei allen dieſen Hinderniſſen, wer wird uns lehren wohlklingende Perioden zu bilden, deren jede durch eine beſondere Geſtaltung ſich auszeichnet, und die doch leicht in einander verfließen, und alle mit Schnelligkeit hinrollen? Die Sprache iſt freilich ſehr reich, aber unter den Mitteln, die ſie ſo freigebig darbietet, iſt Vieles, das für ſolche Zwecke unbrauchbar ſcheint.

Dieſe Unvollkommenheiten der Sprache werden noch auffallender durch die herrſchenden Unvollkommenheiten des Vortrags, denn dieſem iſt es gewöhnlich anzumerken, daß er aus dem Singen entſprungen iſt, und auch daher ſeine meiſten Regeln entlehnt. Aber Sprechen und Singen ſind ſehr verſchiedene Productionen, und ſelten wird Jemand in beiden zugleich ausgezeichnet ſeyn. Bei dem Singen werden die Sylben, die hervortreten ſollen, gezogen und getragen; bei dem Sprechen müſſen ſie gehoben werden. Bei dem Singen kann dieſelbe Folge von Tönen wiederkehren; bei dem Sprechen muß ſich der Ton mit jeder Sylbe verändern. Man fragt zuweilen: Auf welches Wort, auf welche Sylbe in einem Satze der Accent fallen müſſe? Die Antwort iſt: Es ſollen eben alle Sylben accentuirt

tuirt werden, nur freilich jede auf eine beſondere Weiſe. Mit der Sprache würde ſich auch das Sprechen vervollkommnen, und die Ausbildung in dem einen wie in dem andern würde dann keinesweges als etwas Geziertes und Gedrechſeltes, ſondern ſie würde als etwas Leichtes, Natürliches, ſich ganz von ſelbſt Verſtehendes erſcheinen.

Darf ich hier eine mir vielleicht eigenthümliche Anſicht äußern, ſo würde ich fragen, ob nicht die Kanzel, und vornehmlich die Höhe derſelben, ein Hinderniß für die Ausbildung der Sprache und des Sprechens bei den geiſtlichen Rednern ſey? Beides, ſowohl Sprache wie Sprechen, empfängt ſeine Lebendigkeit, ſeine eigenthümliche Färbung, ſeine ſchlagende und eindringende Kraft nur durch das dem Redner, wie dem Hörer ſtets gegenwärtige Gefühl ihrer beiderſeitigen Wechſelwirkung auf einander. Dieſes Gefühl muß aber dem Redner entſchwinden, wenn er von einer bedeutenden Höhe auf die Verſammlung herabblickt; und dem Zuhörer, wenn die Stimme, die ihm das Wichtigſte ans Herz legen ſoll, aus weiter Entfernung, undeutlich und verunſtaltet zu ihm hernieder kommt. Manche Geiſtliche werden deshalb auch lieber vor dem Altare, wo ſie faſt auf derſelben Fläche mit ihren Zuhörern, oder nur wenig darüber

ſtehn, als von der Kanzel, zu ihnen reden. Wenn die Baumeiſter gegen die Kanzel als eine Störung der architectoniſchen Verhältniſſe eingenommen ſind, ſo möchte ich zu Gunſten der Kanzelberedſamkeit ihre Abſchaffung beantragen. Iſt nur die Kirche nicht im Verhältniß zu ihrer Breite zu lang, welches hier das einzige Hinderniß ſeyn möchte, und iſt nur die Fläche, auf welcher der Altar ſteht, mehr als gewöhnlich erhöht, ſo würde ſich ja auch wohl vor oder neben dem Altar, ein Ort finden, auf welchem der Prediger ſeinen Zuhörern nahe ſtehend, und ihnen ins Angeſicht ſchauend, zu ihnen reden könnte.

Berlin, den 15ten September 1836.

F. Theremin.

Seinem

verehrten Vater

David Ludwig Theremin

Prediger zu Gramzow in der Ukermark

gewidmet

vom Verfasser.

Du weißt, mein theurer Vater, wie die Gedanken, welche dieſe kleine Schrift enthält (der ich zum Zeichen meiner kindlichen Verehrung Deinen Namen vorſetze), in mir entſtanden ſind. Als ich anfing zu predigen, fühlte ich das Bedürfniß feſter, in ſich zuſammenhängender, allgemein anwendbarer Grundſätze, um mich bei dieſem Geſchäft zu leiten; doch es gelang mir nicht ſolche ſogleich vorzufinden. Ich ſah mich alſo genöthigt, ſie mir ſelbſt zu ſchaffen; und meiner Ungewißheit, meinem blinden Umhertappen ward nur durch die Ueberzeugung ein Ende gemacht: die Beredſamkeit müſſe ihren höchſten Principien nach, von Kunſt und Philoſophie gänzlich getrennt

und als eine rein sittliche Thätigkeit betrachtet werden.

Es war keine neue Entdeckung; wie hätte ich einem Gedanken trauen können, der mir zuerst unter Allen, die über die Beredsamkeit gedacht und geschrieben haben, eingefallen wäre? Vielmehr habe ich an verschiedenen Stellen gleichlautende Meinungen Anderer angeführt, und ich hätte diese Beläge aus Alten und Neueren noch vermehren können, wenn ich nicht gefürchtet hätte, mich in abschweifende Untersuchungen einzulassen. Das Neue in meiner Ansicht besteht nur darin, daß ich eine bekannte Wahrheit zum höchsten Princip erhoben, und versucht habe, daraus allein, mit Ausschließung

aller anderen Grundsätze, die Regeln der Beredsamkeit abzuleiten.

Und da ich nicht bloß die Beredsamkeit zum Gegenstand meiner Betrachtungen machte, sondern auch zugleich verbunden war, sie nach meinen Kräften auszuüben, so konnte ich das, was ich von meinen Grundsätzen ableitete, sogleich an der Ausübung prüfen, und genoß so des Vortheils, den der wechselseitige berichtigende Einfluß von Theorie und Praxis zur Vervollkommnung beider immer gewährt. Ja hätte ich auch für die Praxis keinen andern Gewinn erhalten, als eine gründlichere Einsicht in meine Mängel, so würde ich diesen Vortheil nicht gering achten, zumal da sich nach meiner

Ansicht die Beredsamkeit nicht abgesondert ausbilden läßt, sondern sich gleichmäßig mit Sittlichkeit und Religiosität entwickelt; ich also auch durch sie zu diesen höchsten menschlichen Bestrebungen immer zurückgeführt ward.

Eben diese Vortheile, und noch andere, die ich nicht mehr erlangen konnte, hoffe ich nun durch Mittheilung meiner Grundsätze besonders Denjenigen zuzuwenden, die sich aus wahrer Neigung der geistlichen Beredsamkeit widmen. Wer sich, zur Zeit der Entwickelung seiner Seelenkräfte, meine Ueberzeugung aneignet, und sich danach selbstthätig bildet, der muß (anders kann ich es mir nicht denken), wo nicht ein glänzender, doch ein höchst nützlicher und

erbaulicher Redner werden. Ja was noch mehr iſt, ſeine Neigung zur Beredſamkeit wird ihn zur Prüfung ſeines Charakters, zur Erwerbung ſittlicher Weisheit und Feſtigkeit auffordern; und dies zu einer Epoche, wo man gewöhnlich der Wiſſenſchaft und Kunſt zuviel einräumt, und wo alſo eine ſolche Mahnung höchſt heilſam ſeyn dürfte. Er wird (und dieſe Hoffnung iſt mir beſonders theuer) ſich bewogen fühlen, das poſitive Chriſtenthum, das ich als eine nothwendige Baſis der geiſtlichen Beredſamkeit dargeſtellt habe, ſeinem Gemüthe näher zu bringen, da er ſich ſonſt vielleicht begnügt haben würde, darüber zu ſpekuliren oder zu phantaſiren.

Es iſt gewiß immer, ſelbſt wenn man die Wahrheit für ſich hat, ein höchſt trauriges Schickſal, wenn unſere Meinungen mit den allgemein herrſchenden, einen gar zu ſchneidenden Kontraſt bilden. Dies hätte ich vielleicht ſonſt befürchten müſſen; doch die Richtung, welche der Zeitgeiſt jetzt genommen hat, läßt dieſe Beſorgniß gänzlich verſchwinden. In jener Periode, wo ſich die Deutſchen für die ihnen unterſagte Thätigkeit durch ein gänzliches Verſinken in Wiſſenſchaft und Kunſt zu entſchädigen meinten, wäre der Verſuch, die Beredſamkeit dieſem Gebiete zu entziehen, und als eine Tugend darzuſtellen, vielleicht nicht gebilligt worden. Doch jetzt, wo ſich die Deutſchen in Maſſe

zu einer tugendlichen, ſieggekrönten Thätigkeit erhoben, wo ſich ihre wiſſenſchaftlichen und kunſtliebenden Beſtrebungen in dem Brennpunkt ihres Heldenmuthes vereinigt haben, wird es Niemand befremden, wenn ich auch in der Beredſamkeit nur ein ſittliches Handeln ſehe, welches alle dazu mitwirkenden Kräfte beherrſcht. Sonſt, wo die Religion nur Wenigen, und auch dieſen kaum in ihrer ganzen Kraft und Feſtigkeit bekannt war, möchte meine Behauptung, daß die Wirkung der geiſtlichen Beredſamkeit von ihrem Anſchließen an das poſitive Chriſtenthum abhange, ſehr bezweifelt worden ſeyn. Jetzt, dünkt mich, muß dieſe Wahrheit einem Jeden einleuchten, der in der wieder

rege gewordenen Religiosität die Retterin seines Vaterlandes erkennt, und sich durch eine so herrliche Erfahrung überzeugt hat, daß sie Alles in Allem ist.

Die geistliche Beredsamkeit, die in der jüngst verflossenen Periode wenig Aufmerksamkeit erregte, ist durch die Wirkung der Umstände, und durch die Bemühungen vieler höchst verdienstvoller deutscher Redner aus ihrer Dunkelheit hervorgegangen, und hat den ihr gebührenden Einfluß wieder erhalten. Bei dieser jetzt herrschenden Stimmung dürfte ich mir vielleicht mit der Hoffnung schmeicheln, daß diese Schrift auch von Solchen gelesen würde, die sich zwar nicht der Beredsamkeit gewidmet

haben, aber doch gern über die Mittel nachdenken, durch welche es einem Redner, der ihren Beifall hat, gelungen iſt, ſie zu erbauen, und für alles Gute zu erwärmen. Sollte dieſe Hoffnung erfüllt werden, ſollten die hier aufgeſtellten Anſichten in die öffentliche Meinung übergehn, ſo würde ich davon bedeutende Vortheile erwarten: nämlich, größere Achtung für Männer, denen man oft nur ein glänzendes Talent zuſchreibt, und in denen man nun auch, was man ſonſt weniger beachtete, einen edlen Charakter anerkennen würde; und eine höchſt heilſame Wirkung des Publikums auf die Geiſtlichen ſelbſt, welche dieſen Grundſätzen noch treuer ſeyn würden, wenn ſie

überzeugt wären, daß man sie danach beurtheilt.

So hätte ich denn, mein theurer Vater, alle die Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen, womit ich diese Schrift dem Publikum übergebe, vor Dir ausgeschüttet. Steht ihrer Erfüllung kein anderes Hinderniß im Wege, als die, ich erkenne es, höchst mangelhafte Darstellung meiner Gedanken, so wünsche mit mir, daß sich bald ein Anderer finden möge, der sie mit mehr Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Gewandheit entwickele.

Berlin, den 20sten April 1814.

Franz Theremin.

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite

Erstes Kapitel. Absicht und Nutzen der anzustellenden Untersuchung. 3

Zweites Kapitel. Die Beredsamkeit ist kein Mittelding zwischen Poesie und Philosophie. 10

Drittes Kapitel. Die Beredsamkeit ist weder Poesie noch Philosophie. 14

Viertes Kapitel. Die Beredsamkeit ist eine Tugend. 20

Fünftes Kapitel. Von den Ideen. 26

Sechstes Kapitel. Von der politischen und religiösen Gestalt der praktischen Ideen. 31

Siebentes Kapitel. Von den Gattungen. . . . 37

Achtes Kapitel. Daß Tugend auch Klugheit sey. . 43

Neuntes Kapitel. Von den untergeordneten Ideen oder Kategorieen. 50

Zehntes Kapitel. Von der Wahrheit. 52

Eilftes Kapitel. Von der rhetorischen Begründung der Wahrheit. 55

Zwölftes Kapitel. Von der Möglichkeit und der Wirklichkeit. 68

Dreizehntes Kapitel. Von dem Entwurf und der Eintheilung der Rede. 72

Vierzehntes Kapitel. Erste Grundzüge zur Skizze des Redners. 89

Zweites Buch.

Seite

Erſtes Kapitel. Von dem Affekt und der Leidenſchaft. 99

Zweites Kapitel. Daß es Pflicht des Redners ſey, mit Affekt zu ſprechen, und Affekt zu erregen. . . 109

Drittes Kapitel. Von den verſchiedenen Arten der Affekte. 117

Anhang. Vom Scherz. 126

Viertes Kapitel. Wie der Affekt erregt werde; oder von der rhetoriſchen Darſtellung. 130

Fünftes Kapitel. Von der Angemeſſenheit. . . . 136

Anhang. Vom Geſchmack. 165

Sechſtes Kapitel. Von dem ſtätigen Fortſchreiten. 168

Siebentes Kapitel. Von der Lebendigkeit. . . . 185

Achtes Kapitel. Von der Proſa. 196

Neuntes Kapitel. Schluß. 205

Erstes Buch.

Erſtes Kapitel.

Abſicht und Nutzen der anzuſtellenden Unterſuchung.

Es hat mich oftmals befremdet, daß, während in neueren Zeiten die Theorie der Künſte und namentlich der Poeſie, zu einem ſo hohen Grad von Klarheit und Vollſtändigkeit gediehen iſt, die Rhetorik noch immer aus unzuſammenhängenden Grundſätzen beſteht, und weder die Ausübung der Beredſamkeit durch ſichere Regeln zu leiten, noch über die Natur und Beſchaffenheit ihres Gegenſtandes, über die Beredſamkeit ſelbſt, befriedigende Auskunft zu geben weiß. Daher hat es mir nicht überflüſſig geſchienen zu verſuchen, ob nicht die Gabe der Beredſamkeit als eine der Grundkräfte des Menſchen dargeſtellt, und ihre Geſetze von einer der höheren philoſophiſchen Wiſſenſchaften abgeleitet werden könnten, ſo daß aus ihrer Theorie, wie aus

ihrer Ausübung, alles Schwankende und Unsichere verschwände.

Zwar muß ich befürchten, daß ein solches Unternehmen Manchen unnütz erscheine, und daß man mir sage: Was ist überhaupt mit Theorieen gewonnen? Hat in der neueren Zeit alles Philosophiren über Kunst eine schönere Blüthe der Poesie herbeigeführt? Hat nicht die Beredsamkeit ihre höchste Vollkommenheit bei den Alten erreicht, obgleich vermuthlich bei ihnen, wie bei uns, ihr höchstes Princip entweder unbekannt geblieben ist, oder doch den Rednern niemals deutlich vorgeschwebt hat? Nur durch Regeln, die aus der Erfahrung geschöpft waren, und die Ausbildung der Rede im Einzelnen betrafen, nur durch rastlose Uebung, die von der frühesten Jugend anfing und nie aufhörte, nicht durch allgemeine Theorieen haben sich Demosthenes und Cicero gebildet; nur durch eine ähnliche Schule, nicht durch Lehrbücher, kann die unter uns so sehr gesunkene Beredsamkeit gehoben werden, wenn sie anders zu heben ist.

Diese Einwendungen würden vollkommen gegründet seyn, wenn die Beredsamkeit nicht seit Entstehung der christlichen Kirche in einer Gestalt erschienen wäre, die den Alten gänzlich unbekannt war, und auf welche wir eine besondere Rücksicht nehmen müssen. Die po-

litiſchen und bürgerlichen Verhältniſſe, unter welchen ſie einzig und allein bei den Alten hervortrat, waren ſchon allein hinreichend, ſie vor Abwegen zu ſichern, und genauere Theorieen entbehrlich zu machen. Wer vor Gericht oder in Volksverſammlungen über eine Angelegenheit ſprach, die nach geendigter Rede ſogleich entſchieden wurde, dem war der Ausgang die ſicherſte Probe, ob er gut geſprochen oder nicht; wo das höchſte perſönliche Intereſſe auf dem Spiele ſtand, da war es ſehr natürlich, daß man alle Kräfte zum Gelingen aufbot, und daß man Fehler kennen und vermeiden lernte, die den Verluſt von Vermögen, Einfluß, Leben und Freiheit nach ſich ziehen konnten. Der geiſtliche Redner hingegen ſteht zu ſeinen Zuhörern in einem Verhältniß und behandelt einen Gegenſtand, die es nie zu einer ſo nachdrücklichen Probe kommen laſſen. Ob er belehrt, erbaut, gebeſſert, oder bloß oberflächlich gefallen und gerührt habe, davon kann ihn der Erfolg ſeiner Predigten ſelten überzeugen, da dieſer ja ſeiner Natur nach im Gemüthe verborgen bleibt, und faſt niemals ſichtbar in die Augen ſpringt. Da er alſo nicht wie der Redner vor Gericht und in Volksverſammlungen, von einer dringenden Gefahr nach dem vorgeſteckten Ziele hingetrieben wird; da er nicht in ſo enge Schranken eingeſchloſſen iſt, die ihm jede

Abweichung zur Rechten und zur Linken faſt unmöglich machen, ſo läuft er ohne feſte Anſicht und Principien die allergrößte Gefahr ſich zu verirren; er muß von allem, was er thut, ſich die genaueſte Rechenſchaft zu geben wiſſen, und die tiefere Einſicht in die Grundſätze der Beredſamkeit, die der alte Redner nicht brauchte, iſt ihm unentbehrlich.

Auch ſind viele der Meinung, daß die Beredſamkeit, die in Griechenland und Rom einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, mit dem Untergang antiker Freiheit von der Erde verſchwunden, und nie wieder auf derſelben heimiſch geworden ſey. Dieſer Meinung nach iſt ſie alſo weniger als die Poeſie ein urſprünglicher Trieb im Menſchen; ſie iſt ein Erzeugniß der Umſtände, von denen ſie nicht nur mehr oder weniger begünſtigt, ſondern hervorgebracht und unterdrückt wird; die republicaniſchen Verfaſſungen des Alterthums waren zu ihrer Entwickelung nothwendig; und jetzt, wo Leben, Geiſt und Regierungsform ſo gänzlich verſchieden ſind, iſt das, was man Beredſamkeit nennt, entweder dieſes Namens gänzlich unwerth, oder nur ein Schattenbild jener alten gewaltigen Kraft *). Ob dieſe Meinung gegründet ſey

*) Magna ista et notabilis eloquentia . . . quae in bene

oder nicht, das kann ſich einzig und allein aus einer ſolchen Unterſuchung, wie wir ſie hier anzuſtellen Willens ſind, ergeben. Gelingt es nicht zu zeigen, daß die Beredſamkeit eine der Grundkräfte im Menſchen ſey, ſo bleibt jene Meinung unangefochten ſtehn, und wer ſich in neueren Zeiten für einen Redner hält, mag nur ſeine Anſprüche aufgeben. Gelingt es aber, und wird in der That eine einzige urſprüngliche Kraft aufgezeigt, deren Entwickelung nach einer gewiſſen Richtung, nothwendig Beredſamkeit hervorbringt, ſo iſt ſie auch nicht mehr die ephemere Blüthe eines einzigen Zeitalters; und obwohl ſie ſich verbergen und zuweilen unter anderen Namen auftreten mag, lebt ſie doch in der neueren Zeit ein eben ſo wahres, kräftiges Leben als in der alten.

Endlich giebt es Männer, und zwar durch Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft ſehr ausgezeichnete Männer, welche die Beredſamkeit tief herabſetzen und durchaus nichts mit ihr zu ſchaffen haben mögen. Denn, das liege am Tage, meinen ſie, daß ſie darauf ausgehe, die Affekte zu erregen, welches immer unnütz, zuweilen auch ſchädlich ſey; ja gewöhnlich treibe ſie ihre

---

constitutis civitatibus non oritur. De caus. corr. eloq. C. 40.

Anſprüche noch weiter, und es ſey bei den beſten Rednern deutlich hervorſpringende und von ihnen ſelbſt eingeſtandene Abſicht, ſich der Gemüther zu bemeiſtern, den Willen zu beherrſchen, und ihn hinzulenken, wohin ſie wollen. Dieſes ſchon allein, auf welche Art es ausgeführt werde, ſey dem Verhältniſſe, worin der Menſch zu ſeinen Mitmenſchen ſtehe, durchaus nicht angemeſſen, alſo, ſtreng genommen, etwas Unſittliches; und dies werde es noch mehr dadurch, daß von den Rednern anſtatt ehrlicher Waffen, gewöhnlich hinterliſtige und bethörende Kunſtgriffe gebraucht würden. An den Verſtand allein müſſe man ſich wenden, meinen ſie, und ihm durch ſtringente Beweiſe genug thun; alle Erregung der Affekte, und Lenkung des Willens würde beſſer unterlaſſen. Dieſe Gegner ſind, wie geſagt, ſehr bedeutend; an ihrer Spitze ſtehn gewichtige Namen, Ariſtoteles *) unter den Alten, Kant **) unter den Neueren; ihre Einwürfe haben den allergrößten Schein der Wahrheit, und ſind noch von keinem der modernen Gönner der Beredſamkeit, die ſich ein viel zu leichtes Spiel damit machen, auf

*) *Ἀλλ' ὅλης οὔσης πρὸς δόξαν τῆς πραγματείας τῆς περὶ τὴν ῥητορικὴν, οὐχ ὡς ὀρθῶς ἔχοντος, ἀλλ' ὡς ἀναγκαίου τὴν ἐπιμέλειαν ποιητέον.* Rhetor. Lib. III. C. 1.

**) Ich muß geſtehen, daß ein ſchönes Gedicht mir immer

eine befriedigende Weiſe beantwortet. Aber auch dieſe Frage, ob nämlich in dem Beſtreben, ſich der Gemüther zu bemächtigen, etwas Unſittliches liege, kann nur durch eine ſolche Unterſuchung, wie die, welche wir vorhaben, entſchieden werden. Denn ſollte es ſich wirklich als eine Unmöglichkeit ausweiſen, alle und jede Regeln der Beredſamkeit von Einem und demſelben Princip abzuleiten; ſollte ihre Theorie wirklich nur aus einigen Erfahrungsſätzen und Wahrnehmungen beſtehen, die unter keine Einheit zuſammengefaßt werden könnten: ſo wäre dies allerdings eine ſehr ſtarke Präſumtion wider ſie; die Unmöglichkeit, ihre

---

ein reines Vergnügen gemacht hat, anſtatt daß die Leſung der beſten Rede eines römiſchen Volks- oder jetzigen Parlaments- oder Kanzelredners, jederzeit mit dem unangenehmen Gefühle der Mißbilligung einer hinterliſtigen Kunſt vermengt war, die die Menſchen als Maſchinen in wichtigen Dingen zu einem Urtheile zu bewegen verſteht, welches im ruhigen Nachdenken alles Gewicht bei ihnen verlieren muß. — Rednerkunſt iſt, als Kunſt ſich der Schwächen der Menſchen zu ſeinen Abſichten zu bedienen, (dieſe mögen immer ſo gut gemeint, oder auch wirklich gut ſeyn, als ſie immer wollen) gar keiner Achtung werth. Crit. d. Urth. S. 215.

Auch in dem Dial. de Caus. corr. eloq. C. 40 heißt es von der Beredſamkeit, ſie ſey alumna licentiae, quam stulti libertatem vocabant, comes seditionum, effrenati populi incitamentum, sine obsequio, sine servitute, contumax, temeraria, adrogans.

Principien philoſophiſch zu geſtalten, würde ſie tief herabſetzen, und ſie mit anderen zweideutigen Fertigkeiten, wo eben dieſes der Fall iſt, mit Lebensweisheit, Weltklugheit, Schmeichelei, oder nach Platon *), mit der Kochkunſt, in eine Klaſſe werfen. Gelingt es aber, ihr ein allumfaſſendes Princip zum Grunde zu legen, nun ſo wird ſich ja zeigen, ob dies ein gutes oder ein ſchlechtes ſey; wiewohl ſie durch die bloße philoſophiſche Form ihrer Theorie ſchon gegen alle Anklagen der Unſittlichkeit gerechtfertigt ſeyn würde, indem dasjenige, was von einer Grundkraft im Menſchen abhängt, unmöglich ſeiner ſittlichen Anlage widerſprechen kann.

Zweites Kapitel.

Die Beredſamkeit iſt kein Mittelding zwiſchen Poeſie und Philoſophie.

Drei verſchiedene Merkmale der Beredſamkeit fallen ſogleich bei der erſten Betrachtung in die Augen. Erſtlich iſt es nicht zu verkennen, daß ſie das Wahre von dem Falſchen zu ſondern und den Verſtand durch

*) Platonis Gorgias ed. Heindorf, p. 53.

Beweiſe zu befriedigen ſucht. Die kraftvollen Enthymemen des Demoſthenes, die Behauptung des Ariſtoteles, die Beredſamkeit ſey der Dialektik verwandt, und Cicero's Verſicherung, nicht in den Schulen der Rhetoren, ſondern in den Gängen der Akademie habe er ſich zum Redner gebildet *), ſprechen laut genug für die Verwandtſchaft der Beredſamkeit mit der Philoſophie. Zweitens nähert ſie ſich auch der Poeſie durch die Lebendigkeit ihrer Darſtellung, und durch den Gebrauch von Wendungen und Figuren, die den poetiſchen ähnlich ſind. Drittens, unterſcheidet ſie ſich aber ſowohl von Philoſophie als von Poeſie, durch den äußeren Zweck, wonach ſie ſtrebt, durch die Herrſchaft über die Gemüther, die ſie nicht bloß ruhig erwartet, ſondern kämpfend erobert, und durch die unzähligen Rückſichten, die bei einem ſolchen Beſtreben beobachtet werden müſſen, und die der Philoſophie, wie der Poeſie gänzlich fremd ſind.

Es finden ſich alſo in der Beredſamkeit dreierlei charakteriſtiſche Merkmale: Eine Verwandtſchaft mit der Philoſophie, eine Verwandtſchaft mit der Poeſie, und ein Streben nach einem äußeren Zweck. Um ein

*) Fateor me oratorem, non ex rhetorum officinis, sed ex academiae spatiis extitisse. Orator. c. 3.

höchstes Princip der Beredsamkeit zu finden, muß Eine von diesen drei Seiten zur vorherrschenden gemacht werden; denn neben einander in gleicher Würde können sie nicht bestehen. Wollte man behaupten, das Schöne und das Wahre, die in der Poesie und Philosophie herrschen, erschienen in der Beredsamkeit adhärirend und zu äußeren Zwecken dienend, so würde dadurch die Schwierigkeit noch nicht gehoben; denn es fragte sich immer noch: Welches ist das Gesetz, nach welchem das Wahre und Schöne zur Erreichung äußerer Zwecke gebraucht werden können? So lange dies nicht angegeben ist, hat auch die Beredsamkeit nicht ihr höchstes Princip gefunden.

Bleibt man auf diesem Standpunkte stehen, wo die Beredsamkeit als ein Schwanken zwischen Philosophie, Poesie und Weltklugheit erscheint, so kann also die nach dieser Ansicht entworfene Theorie dem Philosophen nicht genügen; eben so wenig wird sie aber auch für den Lehrling der Redekunst ein sicherer Leitfaden seyn.

Zuerst sagt man ihm, mußt Du Dir einen Gegenstand wählen und mußt suchen ihn gründlich zu behandeln. Das thut er getreulich, und so entsteht ihm unvermerkt unter den Händen eine philosophische Abhandlung. Das taugt nichts, sagt man nun; wo

bleibt der Schwung, das Leben, der poetiſche Schmuck, der dieſen Wahrheiten Eingang verſchaffen ſoll? Dieſer Tadel ſcheint ihm gerecht, er wirft ſich nun in das andere Extrem, und was er hervorbringt, iſt die unangenehmſte aller Karikaturen: poetiſche Proſa. Abermals gefehlt, heißt es nun, ſprichſt Du doch, als ſtändeſt Du allein da, und hätteſt keine Zuhörer vor Dir, in deren Verhältniſſe, in deren Denkungsart Du eingehen mußt! — Wer wird es hier dem Lehrling verargen, wenn er in eine Art von Verzweiflung geräth, und ſich ungefähr folgendermaßen zu ſeinen Lehrern wendet: Um des Himmels Willen! Was verlangt Ihr von mir? Dreierlei ſoll ich vereinigen: philoſophiſche Gründlichkeit, poetiſchen Schmuck, äußere Rückſichten? Iſt dieſe Vereinigung denn auch möglich? und wenn ſie es iſt, nun ſo gebt mir das Höhere an, unter welchem drei ſo verſchiedene Forderungen vereinigt werden können; zeigt mir die Regel, welche beſtimmt, wieviel ich dem zu behandelnden Stoff, wieviel der Schönheit der Form, wieviel dem Zuhörer einräumen darf, damit Alles mit einander beſtehe, und nicht immer nach einer Seite hin ein unglückliches Uebergewicht ſchwanke! Denn ich kann nun ſchon einmal nicht meine Arbeiten in eine alte Form gießen, ohne mich um das Warum zu bekümmern, ohne mich

zu fragen, warum das, was ich hervorbringe, gerade so, und ob es nicht vielleicht ganz anders aussehen müsse; ich will in meiner Rede, von Anfang bis zu Ende die Nothwendigkeit eines jeden Gliedes einsehen. Wohlan denn, zeigt mir den Grundsatz, der Alles andere unter sich begreife und aus dem sich alle Regeln mit Leichtigkeit ableiten lassen.

Drittes Kapitel.

Die Beredsamkeit ist weder Poesie noch Philosophie.

Wenn also eines von den dreien charakteristischen Merkmalen der Beredsamkeit zum vorherrschenden gemacht werden muß, so könnte man glauben, dies sey ihre Verwandtschaft mit der Poesie, und dasselbe Princip, welches in der Darstellung dieser letztern herrsche, müsse auch die Ausübung der Redekunst leiten. Dies würde aber voraussetzen, daß die Beredsamkeit ihr Streben nach einem äußeren Zwecke, als etwas mit der Poesie Unverträgliches, aufgäbe; was sie nicht thun kann, ohne ihrer Natur und Eigenthümlichkeit zu entsagen; oder daß die Poesie sich zu diesem Stre-

ben und zu allen Rückſichten, wozu es verbindet, bequemen wollte, welches eben ſo unmöglich iſt.

Wenn die Poeſie ihre Ideen in Geſtalten kleidet, ſo kann ſie weiter nichts verlangen als die Anerkennung, daß die Idee der Geſtalt und die Geſtalt der Idee vollkommen angemeſſen ſey; ihre Abſicht kann niemals ſeyn, die Ideen, die ſie ſo ſelbſtgefällig ausbildet, einem fremden Gemüthe einzupflanzen; Eins würde dem Andern ſchaden; bei dem doppelten Beſtreben ſein eigenes Gemüth darzuſtellen und auf andere zu wirken, würde dem Dichter keines von beiden gelingen. Auch iſt wohl nichts ſo ſehr dazu geeignet, das Gefühl des Unwillens und des Ekels hervorzubringen, als eine mit poetiſchem Schmuck überladene Rede; man bemitleidet den Unverſtändigen, der zu ſeinen Zwecken ſo unpaſſende Mittel wählt; man zürnt auf den Unheiligen, der die Poeſie zwingen will äußeren Zwecken zu dienen. Die Beredſamkeit kann alſo nie als ein Theil derſelben betrachtet werden.

Sollte es aber zweitens nicht möglich ſeyn, das Philoſophiſche darin zum Vorherrſchenden zu machen? Da in der Beredſamkeit, wie in der Philoſophie, Ideen in einer gewiſſen Folge und in einem gewiſſen Zuſammenhange dargeſtellt werden, ſo könnte ihre Uebereinſtimmung mit der Kunſt zu Philoſophiren wohl ſo

groß ſeyn, daß ſie mit dieſer zuſammenfiele, und nur einen Theil davon ausmachte. Doch es zeigt ſich hier wieder eben das Hinderniß, welches die Vereinigung der Beredſamkeit mit der Poeſie unmöglich machte, nämlich jenes Streben nach einem äußeren Zweck, welches der Beredſamkeit eben ſo weſentlich, als der Philoſophie fremd iſt. Die Philoſophie kann kein anderes Geſetz für ihre Darſtellungen anerkennen, als dasjenige, das in den Ideen ſelbſt liegt; dieſe ſollen mit der größten Klarheit und im größten Umfange hervortreten. Die Aufgabe der Beredſamkeit hingegen iſt, ein ſo oder ſo beſchaffenes Gemüth für ihre Ideen zu gewinnen. Die Geſetze der philoſophiſchen Darſtellung können alſo nicht die höchſten und einzigen Regeln der Beredſamkeit ſeyn, weil ſie außer jenen, noch andere zu beobachten hat, die ihr durch den äußeren Zweck, wonach ſie ſtrebt, auferlegt werden.

Dieſe Wahrheit iſt für die Folge unſerer Unterſuchung von der größten Wichtigkeit, und ich muß um ſo mehr darauf aufmerkſam machen, da es, bei dem großen Hang der Deutſchen zum Philoſophiren, allerdings zu befürchten iſt, daß ſie bei manchen meiner Leſer Widerſpruch finde. Sollte nicht, könnte man mir einwenden, eben dieſes tiefe und kräftige Ausbilden der Ideen, welches das Weſentliche der philoſophi-

phiſchen Darſtellung ausmacht, auch das untrüglichſte Mittel ſeyn, dieſen Ideen in andern Gemüthern Eingang zu verſchaffen und ſo auch alle Forderungen der Beredſamkeit zu erfüllen? Man mache dieſen Verſuch, aber man mache ihn mit Conſequenz, ohne ſich durch die Umſtände von dem einmal gefaßten Vorſatze ableiten zu laſſen. Man verſinke gänzlich in die Idee; man bilde ſie in ihrem ganzen Umfange aus; man verſchweige auch nicht das Geringſte von alle dem, was dazu dienen kann ſie deutlicher darzuſtellen; man vergeſſe darüber, wie billig, den Ort wo man ſteht; man binde ſich an keine beſtimmte Zeit, ſondern ſpreche ſo lange, bis der Gegenſtand erſchöpft iſt; man kümmere ſich nicht um den Zuhörer, um den Grad ſeiner Bildung, um ſeine Fähigkeiten, Eigenſchaften, Vorurtheile und Neigungen, in einem Wort: man ſuche nur ſich ſelbſt auszuſprechen; — wird ein ſolcher Vortrag dazu geeignet ſeyn ein widerſtrebendes Gemüth zu gewinnen, und die Geſinnung des Redners in ſeine Zuhörer überzutragen? Ich ſollte nicht meinen. Keiner von Allen, welche die rhetoriſche Darſtellung auf die philoſophiſche zurückführen, iſt daher auch im Stande, dieſem Grundſatz bei der Ausübung getreu zu bleiben. Unvermerkt geben ſie der Zeit, dem Ort, der Gelegenheit, dem Zuhörer etwas nach; und ſo entſteht ein

Produkt, das weder ein philoſophiſches noch ein rhetoriſches iſt, und Niemand befriedigen kann, der gewohnt iſt, es mit den Dingen ſtrenge zu nehmen.

Dieſen Verſuch, der immer verunglücken muß, die Beredſamkeit mit der Kunſt des Philoſophirens in Verbindung zu bringen, und ihr ſo ein einfaches, feſtes Princip zu verſchaffen, macht ſchon, wenn ich ihn recht verſtehe, Ariſtoteles. Gleich im Anfang ſeines Werks ſtellt er den Satz auf, die Beredſamkeit ſey der Dialektik verwandt, und es gewinnt das Anſehn, als ſolle nun von dieſer Alles abgeleitet werden, und die Rhetorik auf dieſe Art eine wiſſenſchaftliche Einheit bekommen. Doch ſchon jene erſte Behauptung nöthigt ihn zu einer zweiten, wodurch das Gebiet der Beredſamkeit ſeltſam beſchränkt wird. „Es ſind, ſagt er, in der Beredſamkeit, die ja von der Dialektik abhängig iſt, die Ueberzeugungsgründe das einzige zur Kunſt gehörige, und ſie ſollte ſich eigentlich bloß darauf beſchränken, zu zeigen, ob eine Sache geſchehen ſey oder nicht. Nur die Unvollkommenheit der Staatsverfaſſungen iſt daran Schuld, daß ſie die Ideen von Recht und Unrecht mit in ihr Gebiet hereingezogen hat, und daß ſie ſich anmaßt die Affekte zu erregen.“ Nun wäre es intereſſant geweſen zu ſehen, was für eine Rhetorik entſtanden ſeyn würde, wenn Ariſtoteles

jenen Grundsatz mit Strenge festgehalten und durchgeführt hätte; doch er läßt ihn sogleich wieder fallen, sey's daß ihm eine so beschränkte Beredsamkeit selbst nicht genügte, sey's daß er es für seine Schuldigkeit hielt, sie so zu nehmen, wie sie ihm in der Wirklichkeit gegeben war. Man erstaunet daher nicht wenig, wenn man sieht, wie er gleich darauf sich nicht mehr mit den rein dialektischen Beweisen begnügt, sondern außer diesen auch noch die Ueberredungsmittel zu Hülfe nimmt, die in den Sitten des Redners und in der Stimmung liegen, worein der Zuhörer versetzt wird. Zur Auffindung dieser letztern ist aber die Dialektik nicht mehr hinreichend; es wird Kenntniß der Tugenden und Affekte dazu erfordert, und Aristoteles sieht sich zu dem Bekenntnisse genöthigt, die Beredsamkeit sey nicht mehr der Dialektik allein, sondern auch der Wissenschaft der Sitten, welche Politik heiße, verwandt. So bekommt er einen doppelten Grundsatz, der alle wissenschaftliche Einheit aufhebt, die auch weiter in dem ganzen Werke nicht anzutreffen ist.

Viertes Kapitel.

Die Beredſamkeit iſt eine Tugend.

Da alſo die Rhetorik keine wiſſenſchaftliche Geſtalt bekommen kann, wenn man in der Beredſamkeit ein ſchwankendes Mittelding zwiſchen Poeſie und Philoſophie ſieht; da man ſie ferner weder der Poeſie, noch der Philoſophie unterordnen darf; ſo bleibt uns nur noch ein Weg übrig, ihr höchſtes Princip zu finden, wenn ſie anders ein ſolches hat, nämlich, die dritte der an ihr bemerkten Eigenſchaften, das Streben nach einem äußeren Zweck, zu betrachten und zu ſehen, ob es uns auf einen feſten Grundſatz führen wird.

Das poetiſche und philoſophiſche Hervorbringen iſt eine Art der Thätigkeit, welche man die iſolirte oder in ſich ſelbſt zurückgehende nennen könnte. Denn ſie bildet eine Idee aus und hat dabei keinen andern Zweck, als dieſe Idee und ihre Ausbildung ſelbſt. Das alſo Gebildete kann freilich wie alles was exiſtirt nach außenhin wirken; doch nie hat es der Abſicht ſo zu wirken, ſein Entſtehen zu verdanken.

Es giebt eine andere Art der Thätigkeit, die immer eine äußere Veränderung beabſichtigt, ſey es in den Geſinnungen oder in den Handlungen der Men-

ſchen, ſey es in den Freundſchafts- und Familien-Verhältniſſen, oder in den bürgerlichen und kirchlichen. Zu dieſer Art der Thätigkeit, deren Geſammtheit das geſellige Leben ausmacht, gehört nun auch die Beredſamkeit, und ſie iſt ſo ſehr mit den jedesmaligen Umſtänden verſchlungen, daß ſie ſelbſt für die Reflexion, davon nicht getrennt werden kann. Denn wenn es bei einer Tragödie des Sophocles ſehr wohl möglich iſt, ſie als etwas zu betrachten, das für ſich ſelbſt beſteht, und ſie von allen bürgerlichen Verhältniſſen des Dichters abgeſondert zu denken, ſo iſt ein ſolches Trennen bei einer Rede des Demoſthenes durchaus nicht zu bewerkſtelligen. Keine davon iſt ein iſolirtes Kunſtwerk; keine kann aus dem Gewebe von Umſtänden, worin ſie geſprochen wurde, herausgeriſſen werden; nur mit dieſen zuſammengenommen bildet ſie eine Einheit, die wieder nur ein Akt, ein Punkt in der politiſchen Laufbahn des Redners war. Wenn die alten Redner auftraten, ſo war ihr Sprechen ein Handeln in der engſten und gewöhnlichſten Bedeutung des Worts; ein Handeln, das wahrlich deswegen nicht weniger dieſen Namen verdiente und deswegen nicht weniger kräftig war, weil ſie ſich der Rede und nicht etwa der Arme, der Waffen oder anderer Werkzeuge bedienten. Ja ſelbſt in unſern unrhetoriſchen Zeiten,

wenn man die Vorträge eines geiſtlichen Redners als eine Reihe kleiner abgeſonderter, ſonntäglich gelieferter Kunſtwerke betrachten wollte, ſo würde ſich gewiß ein jeder gegen eine ſolche Anſicht verwahren und verlangen, daß man ſeine Reden als einzelne Verſuche auf ſeine Zuhörer zu wirken, als einzelne Akte ſeiner Amtsführung anſehen ſolle; wodurch ſie ſich dann ebenfalls in die Geſammtheit ſeines geſelligen Wirkens verlieren würden. Da aber alles Wirken des Menſchen in ſeinen Verhältniſſen, unter der Leitung des Sittengeſetzes ſteht oder ſtehen ſoll, ſo kann die Ausübung der Beredſamkeit, da ſie nichts anders iſt als ein ſolches Wirken, auch keinen andern Geſetzen unterworfen ſeyn als den ethiſchen. Sie ſtrebt in den Geſinnungen und der Handlungsweiſe anderer Menſchen eine Veränderung hervorzubringen; die Frage nach ihren Principien verwandelt ſich alſo ganz natürlich in dieſe: welches ſind die Geſetze, nach welchen ein freies Weſen auf andere freie Weſen wirken darf? und dieſe Frage kann nur aus der Ethik beantwortet werden.

Wir wollen verſuchen ſie zu beantworten. Und ſollten ſich aus den Geſetzen, nach welchen ein freies Weſen auf andre freie Weſen wirken darf, alle, als wahr und richtig anerkannte, aber bisher unzuſammen-

hängend neben einander geſtellte Regeln der Beredſamkeit ableiten laſſen, ſo würde es keinen Zweifel leiden, daß die Rhetorik, als Theorie der Beredſamkeit ein Theil der Ethik, die Beredſamkeit ſelbſt aber eine Fertigkeit nach ethiſchen Geſetzen zu wirken, d. h. eine Tugend ſei.

Und dadurch wäre denn auch der Verlegenheit ein Ende gemacht, worin ſich die Theoretiker befinden, wenn ſie beſtimmen ſollen, ob die Beredſamkeit eine Kunſt oder nicht, und was ſie denn überhaupt eigentlich ſey. Sie mögen ſie nicht für eine Kunſt ausgeben, da es in die Augen fällt, daß ſie die Erreichung eines äußeren Zweckes und nicht eine freie und unintereſſirte Darſtellung des Schönen beabſichtiget. Zu einem Handwerke möchte man ſie aber auch nicht herabwürdigen; man unterſcheidet daher ſchöne und nicht ſchöne, äſthetiſche und nicht äſthetiſche Künſte; wunderbare und ſchwer zu verſtehende Ausdrücke! *) In dieſe letztere Klaſſe wird nun die Beredſamkeit geworfen, mit der Beifügung, ſie verdiene den Namen einer Kunſt, in ſo fern wir mit jenem Ausdruck den Begriff einer geübten und gebildeten Fähigkeit und Fer-

*) Schott, Theorie der Beredſamkeit. 1807. S. 17. Deſſelben Begründung der Rhetorik u. Homiletik. 1815. S. 420.

tigkeit verbinden, Werke hervorzubringen, deren einzelne Theile in ihrer innigſten Verbindung zu einem und demſelben Zwecke ſich vereinigen. Unter dieſen Begriff gehört aber auch jede mechaniſche Fertigkeit, und es iſt daher durch eine ſolche Unterſcheidung für die Ehre der Beredſamkeit nichts gewonnen. Sollte ſich aber die von uns aufgeſtellte Anſicht der Beredſamkeit durchführen laſſen, ſo würde ihr dadurch nicht nur ein ſehr feſter und beſtimmter, ſondern auch höchſt ehrenvoller Platz verſchafft. Sie gehörte zu dem, was im Menſchen das Höchſte iſt, zur Tugend, und könnte nur in ſo fern eine Kunſt genannt werden, als dieſer Name der Tugend ſelbſt gegeben werden könnte.

Indem ich aber ſage, daß die Beredſamkeit eine Tugend iſt, meine ich damit keinesweges, daß ein gewiſſer Grad ethiſcher Vollkommenheit, nun auch ſchon zur Beredſamkeit hinreichend ſey, und alles übrige entbehrlich mache, das ſie ſich aus Kunſt, Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft anzueignen pflegt. Ich meine nur, daß das Anordnen und Beſtimmen deſſen, was die Beredſamkeit aus dieſen verſchiedenen Fächern in ſich hereinzieht, dem ethiſchen Geſetze vorbehalten bleibt; eben dies aber iſt es, was von einem höchſten Princip gefordert wird. Wer z. B. wollte leugnen, daß die Phantaſie die höchſte Geſetzgeberin für den Ma-

ler ſey? Und doch wird kein Gemälde durch Phantaſie allein zu Stande kommen. Es gehört dazu mechaniſche Fertigkeit, Kenntniß der Farben, der Perſpektive, der Anatomie, der Geſchichte; die Phantaſie als höchſtes Princip beſtimmt bloß, wie jede von dieſen Kenntniſſen und Fertigkeiten angewendet werden ſoll. Eben ſo ſind dem Redner, nach den verſchiedenen Verhältniſſen, in denen er ſich befindet, und nach den verſchiedenen Zwecken, die er ſich vorſetzt, auch gar mancherlei Mittel nothwendig, die nur durch Studium und Uebung erworben werden können; dasjenige aber, das beſtimmt, wo, wie, und in welchem Maße ein jedes der vorhandenen Mittel angewendet werden ſoll, das iſt das ethiſche Geſetz, dem jede Beurtheilung unſrer Verhältniſſe, unſrer Zwecke und unſres geſelligen Wirkens anheimfallen muß. So daß hier das moraliſche Geſetz nicht etwa bloß den Moment anzeigt, wo gehandelt werden ſoll, die Leitung der Handlung aber einem andern Princip überläßt, wie es bei Ausübung einer jeden Kunſt der Fall ſeyn würde; ſondern die Beredſamkeit in allen ihren verſchiedenen Formen iſt nichts weiter als die Entwickelung des ethiſchen Triebes ſelbſt.

Fünftes Kapitel.

Von den Ideen.

Wie lautet nun aber das höchste Gesetz der Beredsamkeit, welches nach dem Vorhergehenden, nothwendig ein ethisches seyn muß? Es scheint uns hier nicht nothwendig ein eigenes System der Moral von Grund aus aufzuführen; es wird hinreichen, das Verhältniß genau zu betrachten, worin sich der Redner mit dem Zuhörer befindet. Die wenigen von uns aufzustellenden Grundsätze werden hoffentlich durch den Ausspruch eines jeden gebildeten sittlichen Gefühls bestätigt werden.

Der Redner hat Plane und Absichten, die er ins Werk setzen will, und zu diesem Ende muß er theils die Trägheit der gleichgültigen Gemüther überwinden, und ihnen einen Anstoß geben, wonach sie handeln; theils die offenbar widerstrebenden besiegen und mit sich fortreißen. Es steht ihm aber durchaus kein Zwangsrecht über die Gemüther zu; er ist kein Gesetzgeber, der die Verhältnisse der Menschen ordnet, und sie so auf eine mittelbare, aber sichere unwiderstehliche Weise lenket; kein Herrscher, der ein ganzes Volk hier oder dorthin führet, weil er über Eigenthum, Leben und

Ehre eines jeden gebietet. Er ſteht denen ganz gleich, auf die er wirken will; und da ihm ſein Verhältniß kein offenbares Recht über ihre Freiheit zuſichert, ſo darf er ſich auch ein ſolches auf keine heimliche Weiſe erſchleichen; er muß ihre Freiheit achten, und ihnen dies Vorrecht weder durch Erweckung ihrer Leidenſchaften, noch durch Bethörung ihres Verſtandes rauben. Derjenige der fortgeriſſen wird, muß auch zugleich ſelbſtſtändig handeln; und indem er dem Willen des Redners folget, muß er ſeinem eigenen Willen nicht bloß zu folgen glauben, ſondern auch wirklich folgen. Wodurch wird nun aber die Löſung einer ſo ſchwierigen und, wie es ſcheinen möchte, unauflöslichen Aufgabe möglich gemacht? Dadurch, daß es etwas ganz Allgemeines und Nothwendiges giebt, das alle Menſchen wollen, daß ſie, ihrer ſittlichen Natur nach, wollen müſſen; dadurch, daß die wahre Freiheit des Menſchen ſtets nach der Realiſirung gewiſſer Ideen ſtrebt, die ſich berechnen und deutlich aufzeigen laſſen. Der Redner hat alſo allen Forderungen der Sittlichkeit Genüge geleiſtet, ſobald er ſeine jedesmalige Abſicht auf eine der Ideen zurückführt, die ein jeder ſeiner Zuhörer ins Werk zu ſetzen wünſcht. Denn ſo wird durch die Wirkung des Einen auf den Andern, die Freiheit des Letztern nicht aufgehoben,

und dieſer erfüllt nur auf fremden Antrieb, was er aus innerm Triebe ſtets zu erfüllen trachtet. Das höchſte Geſetz der Beredſamkeit iſt alſo: die Idee, welche der Redner ins Werk zu ſetzen wünſcht, ſoll auf die nothwendigen Ideen der Zuhörer zurückgeführt werden.

Dieſe nothwendigen Ideen müſſen wir nun näher kennen lernen. Ideen überhaupt ſind produktive Gedanken, die zum Hervorbringen und Handeln antreiben, und ſelbſt der Keim des Hervorzubringenden, ſo wie die Regeln der Form ſind, die es erhalten ſoll. So giebt es plaſtiſche, muſikaliſche, poetiſche Ideen, aus denen die Schöpfungen in einem jeden dieſer Kunſtgebiete entſtehn; ſo giebt es nun auch ethiſche Ideen, die ſich im Leben darſtellen wollen, die in der Vernunft liegen, bei jedem Menſchen, als einem mit Vernunft begabten Weſen vorausgeſetzt werden müſſen, und auch einem jeden, obgleich nicht in gleicher Klarheit und Lebhaftigkeit, wirklich inwohnen. Für das handelnde Gemüth fließen dieſe Ideen in Eins zuſammen, und bilden ein Ganzes, welches ihm als das Höchſte vorleuchtet, wonach es ſtrebt, und welches durch ſein Handeln realiſirt werden kann. Für die Betrachtung aber und für den Ausdruck zerſpaltet ſich das Höchſte in drei verſchiedene Ideen, je nachdem

man es auf die Umſtände bezieht, unter denen gehandelt wird, oder auf die Beſchaffenheit des handelnden Subjekts, oder auf die nothwendigen inneren und äußeren Folgen der Handlungen. Jeder Menſch will das Höchſte, in ſo fern es durch ſeine beſonderen Verhältniſſe näher beſtimmt und bedingt wird: dies iſt die Pflichtidee. Jeder Menſch will geneigt und tüchtig ſeyn, das Höchſte überall hervorzubringen: dies iſt die Tugendidee. Jeder Menſch will, daß eine jede ſeiner Handlungen eine Folge von inneren und äußeren Zuſtänden erzeuge, die ihm für die Zukunft die Hervorbringung des Höchſten erleichtern: dies iſt die Glücksidee. In einem Wort: ein jeder Menſch will ſeine Pflicht erfüllen, will ſich zur Tugend bilden, will ſein Glück befördern. Dies ſind die nothwendigen praktiſchen Ideen, die bei jedem Menſchen anzutreffen ſind, und die Freiheit beſteht nur darin, dieſen Ideen unbedingt zu folgen.

Nun zeigt es ſich deutlich, worin die erſte Pflicht des Redners beſteht. Der Zuhörer, indem er fortgeriſſen wird, ſoll dennoch frei bleiben, und zu dem Ende ſoll der Redner ſeine jedesmalige Idee auf die nothwendigen Ideen der Zuhörer zurückführen. Er zeige ihnen alſo, wie ſie, um ihre Pflicht zu erfüllen, um ſich zur Tugend zu erheben, um ihr Glück zu beför-

dern, nothwendig auch seine Vorschläge ins Werk setzen müssen; wie die Ideen der Pflicht, der Tugend, des Glückes durch sich selbst eben diese Gesinnung erzeugen, sie zu eben der Handlung antreiben müssen, wozu er sie bewegen will. So respektirt der Redner nicht nur die Freiheit des Zuhörers, sondern, indem er ihn ganz zu überwältigen und niederzudrücken scheint, hat er ihn durch Belebung seiner Ideen, zum höchsten Grad des Bewußtseyns und der Selbstständigkeit erhoben. Daher kommt es denn auch, daß die Menschen, welche jeden Zwang verabscheuen und sich jeder Gewaltthätigkeit zu widersetzen bereit sind, den Redner lieben und ihm mit Freuden folgen, weil er sie durch Ideen lenkt, welches von allem, was die Menschen beherrscht, das Gewaltigste und Zuverläßigste, zugleich aber auch das Unschuldigste ist. „Wer sich gezwungen fühlt, sagt Xenophon, der haßt, als wäre ihm ein Gut entwendet; wer überredet ist, der liebt, als hätte man ihm eine Wohlthat erzeigt *)."

*) Memor. l. 2. 10.

Sechſtes Kapitel.

Von der politiſchen und religiöſen Geſtalt der praktiſchen Ideen.

Aber nur in dem allerallgemeinſten Verhältniſſe, wo die Menſchen einander nur als freie Weſen gegenüberſtehn, und wo ſich aus dieſer urſprünglichen Beziehung noch keine engere entwickelt hat, erſcheinen die lenkenden Ideen des Willens als Pflicht, Tugend und Glück. Durch jede engere Verbindung unter den Menſchen, wodurch jenes urſprüngliche Verhältniß mehr entwickelt und ausgebildet wird, bekommen auch dieſe Ideen eine genauere Beſtimmung, eine weitere Ausbildung und folglich auch einen andern Namen. Es giebt aber unter den Menſchen zwei Verhältniſſe, welche den gemeinſchaftlichen Zweck haben, die Realiſirung der ethiſchen Ideen zu erleichtern, und die beide von Gott, das eine auf eine übernatürliche Weiſe, das andre durch eine Naturnothwendigkeit, geſtiftet ſind. Das erſte iſt die Kirche, das zweite der Staat.

Wir betrachten zuerſt, wie ſich die ethiſchen Ideen in dieſem letztern Verhältniſſe geſtalten. Da im Staate das allgemeine ethiſche Geſetz in ſeiner Anwendung auf einzelne Fälle durch poſitive Geſetze und Verord-

nungen näher bestimmt ist, so tritt hier das Recht an die Stelle der Pflicht. Da ferner im Staate das Glück jedes Einzelnen, in seinem ungehinderten staatsbürgerlichen Wirken besteht, und da dieses nicht bestehen kann, ohne einen blühenden Zustand des Gemeinwesens, so verwandelt sich die ethische Glücksidee in das Streben nach der Wohlfahrt des Staats. Die Tugend endlich kommt hier nur in so fern in Betracht, als das Höchste, zu dessen Hervorbringung sie geneigt und geschickt ist, auch die Wohlfahrt des Gemeinwesens befördert, und in dieser Beziehung heißt sie Verdienst. Recht, Staatswohl und Verdienst, sind also die nothwendigen Ideen, wodurch jedes Mitglied eines Staates, als ein solches, in seinem Handeln geleitet wird; und die erste Pflicht des Redners, wenn er seine Zuhörer als Staatsbürger behandelt, besteht darin, ihnen zu zeigen, wie durch die Ausführung dessen, was er vorschlägt, Recht ausgeübt, das Staatswohl befördert, und bürgerliches Verdienst erlangt werde.

Ihre vollkommene Ausbildung erhalten diese Ideen aber weder im allgemeinen ethischen Verhältnisse, noch in dem besonderen politischen, weil sie hier in der Sphäre des Irdischen eingeschlossen bleiben, das den Menschen seiner Natur nach nicht befriedigen kann. Ihre höchste Würde bekommen sie nur durch die Reli-

gion

gion und durch die Beziehung auf die Gottheit, welche ihnen dieſelbe giebt. So erſcheinen ſie in der Kirche, wo der Chriſt, als ein ſolcher auf den Chriſten wirkt, ſeine Thätigkeit als einen Ausfluß der Gottheit, oder als ein Streben in ſie zurückzukehren betrachtet, und ſeinen Ideen dadurch für ſich und andere eine leitende Kraft giebt, die ihnen überall mangeln wird, wo der Menſch nicht weiter hinaufzuſteigen vermag als bis zu ſeinem eigenen Ich.

In der Kirche nämlich, einer göttlichen Stiftung, die unter göttlicher Leitung ſteht, kann die menſchliche Vernunft nicht als oberſter Geſetzgeber angeſehen werden; dies iſt Gott allein, welcher durch ſein natürliches Wort im Gewiſſen, und durch ſein offenbartes Wort im Evangelio zu uns ſpricht, und uns eine Richtſchnur des Verhaltens giebt; was alſo dieſe in einem beſtimmten Falle gebietet, iſt nicht bloß Pflicht (eine Idee, die den Menſchen nur auf ſich ſelbſt zurückführt), ſondern Wille Gottes. Betrachtet ferner der Chriſt diejenige Beſchaffenheit der Seele, die zur Verrichtung guter Werke ſtets aufgelegt und tüchtig iſt, ſo kann er unmöglich bei der Tugend ſtehen bleiben; denn dieſer Ausdruck bezeichnet denjenigen Grad moraliſcher Vollkommenheit, zu dem ſich der Menſch erheben, den er durch beſtändigen Kampf mit der

Sünde erringen kann; der Christ aber kennt etwas Höheres; er schaut die sittliche Vollkommenheit an, wie sie ohne Kampf und ohne Streit im göttlichen Wesen herrscht; und jener vollkommene Zustand der Seele kann daher für ihn nur in der Aehnlichkeit mit Gott, oder, da die unsichtbare Gottheit Mensch geworden, und in menschlichen Verhältnissen gelebt und gehandelt hat, in der Aehnlichkeit mit Christus bestehn. Das Glück kann er unmöglich bloß in einer Reihe von Zuständen suchen, wovon ein jeder die Hervorbringung des höchsten Guts in dem folgenden erleichtert; anstatt ihrer erblickt sein Auge, welches in die Ewigkeit vordringt, das endliche Ziel, wohin diese Reihe von Zuständen führt, nämlich die innige Vereinigung mit Gott, oder die Seligkeit; zur leitenden Idee erwählt er also bloß diese, welche das Ziel ist, und nicht das Glück, welches in der höchsten ethischen Reinheit gedacht, doch nur der Weg zu diesem Ziele seyn kann.

Wenn daher ein Redner sich und seine Zuhörer als Mitglieder der Kirche betrachtet, so besteht seine erste Pflicht darin, die Idee, die er ihnen mittheilen will, mit den Ideen in Verbindung zu bringen, die er nothwendig bei ihnen voraussetzen muß; und diese sind, nach dem Vorigen, Wille Gottes, Aehnlichkeit

mit Gott, Seligkeit. Sollte in einer Predigt keiner dieſer Geſichtspunkte vorherrſchend ſeyn, ſo iſt ſo viel wenigſtens gewiß, daß ſie nicht zum Gebiet der Beredſamkeit gehört. Es läßt ſich aber nicht abſehen, warum der geiſtliche Redner es ſeines Amtes unwürdig halten ſollte, auf dieſem Gebiete einheimiſch zu ſeyn, da ja, nach dem Vorigen, die Beredſamkeit nicht nur das Allerunſchuldigſte, ſondern die Tugend ſelbſt iſt. So hat ſie ſich bisher gezeigt, und ſo wird ſie ſich hoffentlich noch mehr im Folgenden bewähren.

Ich muß hier meine Leſer bitten, auf ein Reſultat aufmerkſam zu ſeyn, das ſich aus der bisherigen Unterſuchung mit der größten Gewißheit ergiebt, und deſſen Wahrheit doch bisher noch nie ſtreng bewieſen, ja von den Meiſten bezweifelt worden iſt, daß nämlich die kirchliche Beredſamkeit mit der politiſchen, ihren Ideen, das heißt, ihrem Weſen nach, durchaus Eine und Dieſelbe iſt. Wodurch wir übrigens nicht leugnen, daß ſie nicht in ihrer äußeren Form bedeutend von einander abweichen; denn Staat und Kirche ſind ſehr verſchiedene Verhältniſſe, und den Verhältniſſen hat jede ſittliche Thätigkeit immer einen weſentlichen Einfluß auf ſich geſtattet *).

*) Herder ſagt in den Briefen das Studium der Theologie

Es ergiebt ſich ferner, daß wenn auch die politiſche und gerichtliche Beredſamkeit der Alten untergegangen ſeyn ſollte, nur eine Form der Sache, nicht aber die Sache ſelbſt verloren iſt; denn dieſe iſt in der kirchlichen Beredſamkeit mit einem höheren Glanze wieder auferſtanden; ihre Ideen ſind verklärt worden, indem ſie durch das Medium der Religion hindurchgingen, und ſie erſetzt durch die Größe des Gegenſtandes, was ihr an Vollkommenheit der Form, in Vergleich mit der antiken, abgehen mag, wie denn überhaupt die äußere Vollendung leichter bei einem minder hohen Gegenſtand zu erreichen iſt, als bei dem, was unbedingt das Höchſte iſt. Es ergiebt ſich endlich, daß, wenn auch ſelbſt die kirchliche Beredſamkeit verſchwunden ſeyn ſollte, wie es wirklich von Einigen behauptet wird, die Beredſamkeit ſelbſt dennoch nicht untergegangen ſey, ſondern im Verkehr der Menſchen, in ihrem täglichen Umgang angetroffen wer-

---

betreffend, 40r Brief: „Wer die gerichtlichen Reden Demoſthenes und Cicero ſchlechthin zu Muſtern unſrer Predigten nimmt, hat weder Begriff von Predigt, noch von gerichtlicher Rede; beider Zwecke hat er nicht verſtanden.“ Freilich, wenn er es ſchlechthin thut. Doch ſo wie ich den Gedanken aufgeſtellt habe, wird mich hoffentlich dieſer Vorwurf nicht treffen.

den müſſe. In einem Wort, ſie iſt ewig, denn ſie beruht auf dem, was ewig im Menſchen iſt, auf ſeinen ethiſchen Ideen *).

Siebentes Kapitel.

Von den Gattungen.

Ob nun gleich gar füglich bei einer und derſelben Veranlaſſung alle drei Ideen als Bewegungsgründe gebraucht werden können, ſo läßt ſich doch gewöhnlich die Abſicht des Redners mit größerer Leichtigkeit auf eine derſelben beziehen, welche dann vorherrſcht, und welcher die andern, wenn man ſie überhaupt anwendet, untergeordnet ſind. Dieſer Umſtand hat ſchon die Alten bewogen, dreierlei Gattungen von Reden anzunehmen, von denen die eine Recht und Unrecht, die andere öffentlichen Vortheil und Schaden, die dritte das Verdienſt und das demſelben Entgegengeſetzte zum Objekt hat. Die erſte iſt die Rede vor

*) L'éloquence peut se trouver dans les entretiens et dans tout genre d'écrire. Elle est rarement, où on la cherche, et elle est quelquefois où on ne la cherche point.

La Bruyère.

Gericht, die zweite die berathſchlagende oder Staatsrede, die dritte die Lob- oder Schaurede. So richtig dieſe Eintheilung aber auch iſt, ſo haben doch die Alten, ſo viel ich weiß, keinen befriedigenden Grund dafür anzugeben gewußt, wie ſie denn überhaupt zur Auffaſſung und Unterſcheidung des Wirklichen zwar ſehr geſchickt, im Zurückführen deſſelben auf höhere Principien aber weniger glücklich waren. Denn was Ariſtoteles, von dem die ſpäteren Rhetoren dieſe Eintheilung annehmen *), zu ihrer Rechtfertigung beibringt **), das ſieht, ſo ernſthaft es auch gemeint iſt, doch wahrlich mehr einem Scherze ähnlich. Es giebt, ſagt er, ſo viel Gattungen der Reden, als es Gattungen der Zuhörer giebt; der Zuhörer aber iſt entweder ſchauend, oder beurtheilend, und dies letztere wieder in Betreff des Zukünftigen und in Betreff des Vergangenen, ſo daß daraus die Schaurede, die berathſchlagende, und die gerichtliche entſtehen. Am auffallendſten iſt hier die Annahme eines Zuhörers, der bloß ſchauen will. Zwar wurden zu Ariſtoteles Zeiten die Schaureden der Sophiſten (d. h. Vorträge

*) Quinctil. III. 4.

**) Rhetor. I. 3. Eben ſo leitet auch Cicero dieſe Eintheilung ab, de partitione. C. III.

ohne anderen Zweck als durch Wortgeklingel zu glänzen) von Vielen mit Beifall angehört; doch dies mußte nur als ein ſchlechter Geſchmack, und nicht als ein natürlicher Trieb im Menſchen, auf den ſich philoſophiſch etwas bauen ließe, angeſehen werden. Ferner ſind durch das Beurtheilen des Vergangenen oder Zukünftigen zwar die Beziehungen nothdürftig bezeichnet, worin in den alten Freiſtaaten die Zuhörer zu dem Redner zu ſtehen pflegten, es wird aber keinesweges dadurch erwieſen, daß es nur ſo viel, und nicht mehr ſolcher Beziehungen geben könne *).

Hält man hingegen dieſe drei Gattungen Reden mit den drei von uns aufgeſtellten Ideen zuſammen, ſo ſieht man leicht, daß dieſe der einzige Grund ſind, worauf jene Eintheilung beruht. Denn da bei den Alten nur das politiſche Verhältniß ausgebildet war, ſo konnten dieſe Ideen nur unter der Geſtalt Recht und Unrecht, Wohl und Nachtheil des Staats, Verdienſt und das Gegentheil deſſelben bei ihnen wirkſam ſeyn, und eben das wird ja auch als Gegenſtand der drei Gattungen angegeben.

Will man überhaupt in der Beredſamkeit eintei-

*) Auch das ſcheint nicht befriedigend, was dem Quinctilian cuncta rimanti einfällt, III. 4.

len, so dürfen die Gattungen nicht durch Form und Stoff, und durch die Art, wie beide einander durchdringen, bestimmt werden; in der Poesie ist dies möglich; in der Beredsamkeit kann es deshalb nicht Statt finden *), weil Form und Stoff mit dem Verhältnisse wechseln, worin sich Redner und Zuhörer befinden, und diese Verhältnisse sind unzählig und können nicht berechnet werden. Die leitenden Ideen sind das Bleibende in der Beredsamkeit, das Einzige das sich nicht verändert, deshalb können sie auch allein einen Eintheilungsgrund abgeben.

Gelten diese drei Gattungen für die politische Beredsamkeit, so müssen sie, da die Ideen überall dieselben sind, auch in der geistlichen Beredsamkeit Statt finden. Ueber das Wohl des Staats berathschlagen, und den Weg zur ewigen Seligkeit zeigen, ist eine und dieselbe Art sittlicher Thätigkeit; so wie es auch in dem Thun keinen Unterschied macht, einen Verbrecher anzuklagen, und gegen ein Laster zu eifern, einen verdienten Mann zu preisen und eine Tugend zu empfehlen. Leider passen die Namen, womit die Alten diese Gattungen bezeichnen, allein auf die poli-

*) Oratorum genera esse dicuntur tamquam poëtarum. Id secus est. Cicero de optimo genere oratorum. C. 1.

tiſche Beredſamkeit; und es wäre wünſchenswerth, ganz allgemeine Benennungen einzuführen, die man auf jedes Verhältniß anwenden könnte.

Unter allen hat ſich die Gattung nach der Tugendidee am ſpäteſten entwickelt; erſt durch die Kirche hat ſie ihre völlige Ausbildung erhalten, welcher das politiſche Verhältniß ſtets ungünſtig war. Deshalb iſt ſie auch von den Alten nie in ihrer Reinheit erkannt worden. Ariſtoteles begreift ſie bloß von der Seite des Lobes und des Tadels, den ſie ausſpendet, und macht ſie zu einer Schaurede ohne praktiſchen Zweck. Cicero, welcher dieſer Anſicht getreu bleibt, zweifelt ob man ſie überhaupt als eine Gattung anſehen könne, und ob es nöthig ſey Regeln darüber zu geben *). Und von ſeinem Geſichtspunkt aus betrachtet, gehört ſie allerdings nicht zur Beredſamkeit. Wenn man lobt und tadelt ohne andere Abſicht als zu loben und zu tadeln, ſo kann daraus zweierlei entſtehen: ein lyriſches Gedicht, wenn man ſich ſeinem Gefühl überläßt; oder eine hiſtoriſche Darſtellung, wenn man dem Faden einer Geſchichte folgt. Eine Rede wird es nur dann, wenn man mit dem Lobe und dem Tadel die Abſicht verbindet, im Zuhörer eine gewiſſe Geſin-

*) De Oratore II. C. 11.

nung zu erwecken, ihn zu einer gewiſſen Handlungsweiſe zu beſtimmen. So wird die Tugendidee allerdings von den Alten gebraucht; doch ſelten iſt ſie herrſchend, und gewöhnlich nur untergeordnet, wie wenn Demoſthenes den Athenienſern das Beiſpiel ihrer Vorfahren als eine Triebfeder zu großen Thaten vorſtellt, oder die Verworfenheit eines Gegners ſchildert, um ſeiner Vertheidigung, oder ſeiner Anklage ein größeres Gewicht zu geben.

Erſt in der chriſtlichen Kirche bildete ſich eine eigene Gattung nach der Tugendidee; hier wurde die Vollkommenheit, die man ſich in Gott dachte, die ſich in Chriſto verſichtbarte, der ganze Schaaren von Heiligen nachſtrebten, als ein hohes Vorbild, den Gläubigen zur Nachahmung aufgeſtellt. Zum Panegyricus der Heiligen geſellte ſich bald die Leichenrede, die wie jener nach der Tugendidee conſtruirt iſt, und die nur dann den Namen einer Rede verdient, wenn ſie durch das Lob eines Verſtorbenen den Zuhörer zu guten Geſinnungen und Entſchließungen antreiben will. Jedes Gebiet der Litteratur hat jedoch ſeine Grenzen, wodurch es an ein anderes anſtreift; ſo macht auch die Gattung der Reden nach der Tugendidee den Uebergang von der Beredſamkeit zum lyriſchen Gedicht von der einen, und zur hiſtoriſchen Darſtellung von der

andern Seite; deſto nothwendiger wird hier dem Redner die größte Vorſicht, um ſich nicht in das eine oder das andere zu verlieren. Es wäre Vergeſſenheit des Verhältniſſes, worin er zu ſeinen Zuhörern ſteht, und folglich ein unſittliches Handeln, wenn er ohne an ihren Nutzen zu denken, ſich ganz ſeinen Gefühlen überließe, oder eine hiſtoriſche Darſtellung ausführte; beides darf nur in ſo fern geſchehen, als es zur Erreichung eines ethiſchen Zwecks beiträgt. Es iſt ſchwer, ich geſtehe es, ſeinen Helden mit einer gewiſſen Vollſtändigkeit zu ſchildern, und dennoch alles unter ſolche praktiſche Geſichtspunkte zu bringen, wovon man ſich Einfluß auf den Zuhörer verſprechen kann. Doch die Löſung dieſer Aufgabe iſt nicht unmöglich, wie große Muſter beweiſen.

Achtes Kapitel.

Daß Tugend auch Klugheit ſey.

Wenn der Redner dadurch, daß er ſeinen Zweck auf die ethiſchen Ideen des Zuhörers bezieht, den Forderungen der Pflicht Genüge leiſtet, ſo fragt es ſich, ob dieſes Betragen auch der Klugheit gemäß ſey, und

ob es nicht andere, und bei weitem wirkſamere Mittel gebe, ſich bei den Menſchen Eingang zu verſchaffen und ſie zu lenken. Sollte das wirklich der Fall ſeyn, ſollte dem Redner wirklich nur die Wahl bleiben, entweder mit Befolgung ſittlicher Principien unklug, oder mit Befolgung der Klugheitsregeln unſittlich zu handeln, ſo müßten wir dem Vorhaben entſagen, der Theorie der Beredſamkeit eine ſyſtematiſche Form zu geben, indem nichts einer ſolchen fähig iſt, das entweder zu keiner Vollendung gelangen kann, oder mit einem der Grundtriebe im Menſchen, mit dem ſittlichen, in einem offenbaren Widerſpruch ſteht. Aber auch ſelbſt dieſe Frage könnte gar nicht aufgeworfen werden, wenn die Moral nur ein wenig mehr ausgebildet wäre als ſie es leider, ob man gleich ſeit ſo vielen Jahrhunderten daran arbeitet, wirklich iſt. Man würde alsdann einſehen, daß die Ethik, da ſie das ganze menſchliche Handeln umfaßt, auch die Mittel zur Erreichung vernünftiger Zwecke angeben muß; daß ſie als Wiſſenſchaft gar nicht exiſtiren, daß es überhaupt gar kein Handeln nach Principien geben kann, wenn dieſelben Geſetze, welche uns unſere Thätigkeit vorzeichnen, nicht auch zugleich die Art und Weiſe angeben, wie ſie am beſten gelingen wird. Nach den jetzt herrſchenden Vorſtellungen aber ſpricht man

viel von der Klugheit als von einer Eigenſchaft, die von dem ſittlichen Wege öfters abwärts führe, und die aus ihren durch Erfahrung und eigene Beobachtung ſchlau zuſammengetragenen Schätzen, die zuverläſſigſten Mittel zur Erreichung unſerer Zwecke an die Hand gäbe. Wie es ſonſt damit ſtehen mag, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn; daß aber für den Redner das ſittliche Handeln auch Klugheit, d. h. die Kunſt ſey, ſeine Zwecke zu erreichen, das läßt ſich ſchon an dem darthun, was ſich aus der bisherigen Unterſuchung ergeben hat. Wir haben nämlich das Geſetz gefunden: der Redner ſoll ſeine Abſicht den ſittlichen Ideen der Zuhörer unterwerfen, ſonſt darf er nicht unternehmen ſie zu lenken. So ſehr iſt aber Tugend einerlei mit Klugheit, daß eben dies Beziehen auf die ſittlichen Ideen des Zuhörers, auch das einzige untrügliche Mittel iſt ihn zu lenken. Nein, wird man ſagen, an die Leidenſchaften der Menſchen muß ſich der Redner wenden; ſie muß er benutzen, wo er ſie findet; ſie erwecken, wo er ſie nicht vorausſetzen kann, denn nur ſo werden die Gemüther regiert. Wer wird leugnen, daß ſie nicht oft ſo wären regiert worden, und daß ein geübter Redner, der die Leidenſchaften zu entflammen weiß, über einen minder geübten, der nur ſittliche Ideen erzeugen will, den Sieg davon

tragen könne? So muß man aber den Fall nicht ſetzen, ſondern man denke ſich zwei Redner von gleichem Talent, von denen der eine, auf dem von uns vorgeſchriebenen Wege, den Zuhörer bei ſeinen ſittlichen Ideen, d. h. bei ſeiner ſtarken Seite ergreift, und von denen der andere ihn bei ſeiner ſchwachen Seite faſſen, ihn beſtechen, blenden, verführen will: der erſte, behaupte ich, werde immer ſiegen, der zweite immer verlieren.

Und zwar ſchon deshalb, weil einem jeden Zuhörer, vermöge ſeiner menſchlichen Natur, ſittliche Ideen inwohnen, da es hingegen die menſchliche Natur nicht immer mit ſich bringt, daß man von Leidenſchaften regiert werde, oder auch nur beſonders empfänglich dafür ſey. Wenn man ſie alſo vorausſetzt, ſo iſt es leicht möglich, daß man ſich irre; und wenn man ſie erregen will, ſo bleibt ein ſolches Unternehmen immer ſehr mißlich, da es an einem feſten Punkt fehlt, wo man anknüpfen kann. Dieſer iſt hingegen immer gefunden, und man iſt immer gewiß Intereſſe zu erwecken, ſo bald man die Sittlichkeit in Anſpruch nimmt.

Zweitens, wenn auch die Leidenſchaften eben ſo allgemein bei dem Zuhörer herrſchten als die ſittlichen Ideen, ſo iſt doch immer dieſer Vortheil bei den letz-

teren, daß ſie in allen dieſelben, die Leidenſchaften hingegen bei einem Jeden verſchieden ſind. Man kann aber nicht einen Jeden einzeln bearbeiten, ſondern durch eine und dieſelbe Rede ſoll in den verſchiedenſten Gemüthern eine und dieſelbe Wirkung hervorgebracht werden. Wie unklug wäre es hier, wenn man das allgemeine Intereſſe der Menſchheit vernachläſſigte, um das beſondere Intereſſe einer Leidenſchaft zur Sprache zu bringen, das nur immer einige Gemüther berühren könnte, und wobei die meiſten kalt bleiben würden!

Hierzu kommt, drittens, eine ſehr wahre und für die Menſchen ſehr ehrenvolle Bemerkung, daß ſie zwar einzeln genommen, voll von kleinlichen Leidenſchaften ſeyn mögen; ſo bald ſie aber in großer Maſſe verſammelt ſind, ſo ſcheint Jeder den ſchlechten Theil ſeiner Individualität aufzugeben, um nur das rein Menſchliche, welches immer gut iſt, davon zu behalten. So wie er ſich unter eine Menge verliert, iſt er nicht mehr das engherzige Geſchöpf, das von Begierde und Selbſtſucht beherrſcht wird; ſondern ſein Intereſſe ſchmilzt mit dem aller übrigen zuſammen, und kann daher nur ein reines und edles ſeyn. Je größer daher die Verſammlung iſt, um ſo großartiger muß der Redner ſeyn, oder er iſt verloren.

Ja ſelbſt der Betrug, welcher ſo häufig von Volks-

rednern getrieben worden, beweiſet daß die Menſchen nur durch ſittliche Ideen gelenkt werden können; denn wodurch iſt er ihnen gelungen? Wahrlich nicht dadurch, daß ſie ſich unmittelbar an Habſucht und an Rache gewendet, und dieſe Leidenſchaften zu entflammen geſucht haben; denn dadurch hat noch niemand eine große Maſſe fortreißen können. Die Kunſt der Volksverführer hat vielmehr von jeher darin beſtanden, dem was ihre beſonderen Leidenſchaften begehrten, den Schein zu geben, als ſey es eine Forderung allgemeiner ſittlicher Ideen. So haben die Demagogen in der franzöſiſchen Revolution nur dadurch ſo große Wirkungen hervorgebracht, daß ſie ihre eigennützigen Abſichten unter Recht, Staatswohl, d. h. unter ſittlichen Ideen verbargen; und ſie mußten ſiegen, denn durch das Unglück der Zeiten gab es Keinen, der dieſe Ideen in ihrer reinen Geſtalt mit eben dem Nachdruck hätte darſtellen können. Daß aber die reinen ſittlichen Ideen, wenn ſie mit Kraft vorgetragen werden, auch in den leichtſinnigſten, verderbteſten Gemüthern den Sieg über jenes falſche Spiel mit Ideen behaupten, beweiſet das Beiſpiel des Demoſtheues, der wahrlich nicht bloß durch ſeinen gediegnen Styl und ſeine vollendete Declamation ſeine Gegner ſchlug, ſondern

dern vorzüglich durch die Reinheit seines Willens und die Kraft seiner sittlichen Ideen.

Viertens, erwäge man, daß jeder Zuhörer von Natur argwöhnisch ist, besonders wenn er bemerkt, daß man Ansprüche macht sein Gemüth zu bearbeiten, und daß er es nur Dem hingeben mag, der ihn ein redlicher Mann dünkt. Deshalb legen auch die Lehrer der Rhetorik ein so großes Gewicht auf die Art wie man sich dem Zuhörer darstellt, und auf den ersten Eindruck den er von dem Redenden empfängt. Nichts ist aber so schwer als den ehrlichen Mann zu spielen, und man wird weit leichter dafür gehalten wenn man es ist. Denn das Bewußtseyn einer guten Sache giebt dem Styl eine Farbe, dem Ton einen Nachdruck, den ein schlechtes Bewußtseyn nur zum Theil, und nie gänzlich erkünsteln kann; und das sittlich Schlechte, welches durchblickt, wird immer dem Zuhörer einen Argwohn einflößen, der seine Empfänglichkeit vermindert. Wenn daher Rousseau einem jungen, nachmahls sehr berühmten französischen Advokaten, dem Loiseau de Mauleon, den Rath gab, nur die Vertheidigung solcher Sachen zu übernehmen, von deren Gerechtigkeit er überzeugt wäre, so war dies eben dadurch, daß es eine ethische Regel war,

auch eine rhetoriſche, und ſie ſollte in gleichem Maße Rechtſchaffenheit und Beredſamkeit befördern.

Neuntes Kapitel.

Von den untergeordneten Ideen oder Kategorieen.

Dem ſittlichen Beſtreben des Redners, ſeine beſonderen Ideen mit den allgemeinen und nothwendigen ſeiner Zuhörer in Verbindung zu ſetzen, kann ein dreifaches Hinderniß im Wege ſtehn. Dies ſind erſtlich die dunkeln und unentwickelten Begriffe, die ſich der Zuhörer von dem Weſen der Dinge macht, und wodurch er z. B. gehindert werden kann, Etwas, das der Redner für Pflicht, Tugend oder Glück ausgiebt, dafür anzuerkennen, und ſo in ſeine eigenen Ideen aufzunehmen. Zweitens kann der Zuhörer aus mangelhafter Bekanntſchaft mit den jedesmaligen Verhältniſſen und mit dem Zuſtande der Dinge, bezweifeln, daß eine Idee, welcher er ſonſt ſeine Billigung nicht verſagt, ausführbar ſey. Endlich kann er, von dem Hergang einer Sache, worauf der Redner eine der höheren Ideen anwenden will, ſich eine andere Vor-

ſtellung machen, oder überhaupt von der Wirklichkeit derſelben nicht überzeugt ſeyn. So entſteht für den Redner die Nothwendigkeit, erſtlich, den Zuhörer von der wahren Natur und Beſchaffenheit der Dinge zu belehren; zweitens, ihm die Ausführbarkeit eines in Vorſchlag gebrachten Unternehmens anſchaulich zu machen; drittens, ihm die reale Beſchaffenheit einer Sache darzuſtellen, oder ihn von ihrer hiſtoriſchen Gewißheit zu überzeugen. Und daraus gehn für die Theorie der Beredſamkeit drei untergeordnete Ideen, oder Kategorieen, wie ich ſie lieber nennen möchte, hervor: Wahrheit, Möglichkeit, Wirklichkeit. Es verſteht ſich, daß ſittliche Eigenſchaften allein zu ihrer Behandlung nicht hinreichen, ſondern daß philoſophiſche Bildung und ein großer Umfang realer Kenntniſſe dazu erfordert wird. Wollte man fragen, mit welchem Rechte wir ſie dennoch in eine auf ethiſche Principien gegründete Theorie der Beredſamkeit aufnehmen, ſo würde ich antworten: weil dem ſittlichen Gebote, der Redner ſoll ſeine Idee auf die allgemeinen Ideen des Zuhörers beziehn, nicht anders genügt werden kann, als wenn die Zweifel oder falſchen Vorſtellungen deſſelben in Rückſicht auf Wahrheit, Möglichkeit und Wirklichkeit beſeitigt werden, und weil dieſes Geſchäft, da es unter Leitung eines ſittlichen Princips ſteht,

auch als ein ſittliches betrachtet werden muß. Und zweitens, weil der Redner, wenn er die wiſſenſchaftliche Bildung und die realen Kenntniſſe, die dazu erfordert werden, nicht beſäße, durch ein ſittliches Gebot würde aufgefordert werden, ſie ſich zu erwerben, weil es nothwendige Mittel zur Ausführung eines ſittlichen Unternehmens ſind. Der Redner, ſelbſt wenn er philoſophiſche Bildung und hiſtoriſche Kenntniſſe in dem Umfange entfaltet, den die höchſten ethiſchen Principien erfordern und geſtatten, wird dadurch nicht zum Philoſophen oder Hiſtoriker, ſondern er muß immer als ein handelndes und nach äußerer Wirkung ſtrebendes Subjekt betrachtet werden.

Zehntes Kapitel.

Von der Wahrheit.

Hätten wir die Wahrheit, d. h. die Darſtellung von dem Weſen der Dinge, zu dem Höchſten in der Beredſamkeit gemacht, ſo wäre dieſe dadurch gänzlich mit der Philoſophie zuſammengefallen. Wir betrachten ſie aber nur als eine untergeordnete Kategorie, auf welche die höheren ſittlichen Ideen führen. So

behält die Beredſamkeit ihren ethiſchen Charakter, und es wird auch zugleich dadurch ihre Verwandtſchaft mit der Philoſophie erklärt.

Es iſt dem Redner alſo erlaubt und oft nothwendig zu philoſophiren; ſey's daß ſich das Bedürfniß der Wahrheit erſt einſtelle, wenn der Kampf zwiſchen den praktiſchen Ideen des Redners und des Zuhörers ſchon begonnen hat, und daß ſie bloß die Zwiſchenſätze liefere, wodurch jene mit dieſen leichter zuſammenſchmelzen; ſey's daß der Redner mit Darſtellung der Wahrheit anhebe, welches ſo oft geſchehen darf, als es dem Zwecke des Redners und den Umſtänden angemeſſen iſt, und der ſittliche Antrieb, woraus, ſo wie die ſittliche Abſicht, in welcher es geſchieht, nicht zu verkennen ſind. Alsdann wird auch dieſer Antrieb und dieſe Abſicht die Grenzen angeben, innerhalb welcher ſich die rhetoriſche Darſtellung halten muß, und ſie von der philoſophiſchen unterſcheiden, welche die bloße Entwickelung der Ideen, ohne weitere Rückſicht, zu ihrem Geſchäfte macht.

Eine beſonders große Ausdehnung bekommt die Darſtellung der Wahrheit in der geiſtlichen Beredſamkeit, die ſich vornehmlich dadurch von der politiſchen unterſcheidet. In dieſer wird nur auf Eine That, auf einen einzigen Entſchluß hingearbeitet; wodurch

dasjenige, was zum Aufklären des Geistes erforderlich ist, bestimmt, und nothwendig sehr beschränkt wird. Die Aufgabe des geistlichen Redners hingegen ist: die Menschen durch Erkenntniß Gottes und seines Sohnes zum ewigen Leben zu führen, und ihren Geist dergestalt zu bilden, daß nicht bloß Eine gute That, sondern eine völlige Umwandlung des Innern und eine ganze Reihe guter Thaten daraus entspringe. Betrachtungen über die menschliche Natur, und ihr Verhältniß zu Gott, sind also, insofern sie auf Glück, Tugend und Pflicht bezogen werden, in der geistlichen Rede sehr an ihrer Stelle.

Dennoch bleibt die rhetorische Darstellung der Wahrheit, von der philosophischen gänzlich verschieden; denn in der Philosophie wird sie ganz und nach allen Seiten, ich möchte sagen, plastisch ausgebildet, so daß für sie, wie für eine Statue, kein besonderer Gesichtspunkt, keine Perspektive Statt findet, sondern daß sie dem Zuschauer, wo er auch stehe, eine vollendete Form darbietet. In der Beredsamkeit hingegen kommt sie nur malerisch, und, ich möchte sagen, in Profil genommen vor, denn man bietet von ihr nur dasjenige dem Zuhörer dar, was zur Sache dient, und nöthig ist ihn zu überzeugen. Befiehlt also die Pflicht dem Redner nach wissenschaftlicher Ausbildung

zu ſtreben, ſo gebietet ſie ihm auch, alles, was er Sinnreiches, Tiefes, Vortreffliches über eine Sache gedacht haben mag, zu vergeſſen und aufzuopfern, ſobald es nicht zur Erreichung ſeiner Abſicht unumgänglich nothwendig iſt.

Elftes Kapitel.

Von der rhetoriſchen Begründung der Wahrheit.

Zweierlei iſt alſo in Rückſicht des Philoſophiſchen in der Beredſamkeit anerkannt worden: erſtlich, daß das Aufſtellen politiſcher, ethiſcher, religiöſer Wahrheiten darin nothwendig ſey; zweitens, daß es mit keiner philoſophiſchen Vollſtändigkeit geſchehen dürfe. Daraus folgt nun ferner, daß in einer Rede das eigentliche Demonſtriren eines Satzes, d. h. ſeine Herleitung aus einem höchſten Princip aller Erkenntniß, nicht zu geſtatten ſey; weil bei einer ſolchen Methode das Praktiſche der Rede entweder ganz verloren gehen, oder doch nur ſchwach hervorſchimmern würde. Hier entſteht alſo die ſchwierige Frage: wie ſoll die

Wahrheit in der Beredsamkeit begründet werden, wenn sie nicht philosophisch demonstrirt werden darf?

Zuerst ist zu bemerken, daß es manche Wahrheiten giebt, die einer solchen Demonstration nicht bedürfen, und denen man durch eine deutliche Auseinandersetzung, durch ein passendes Beispiel, durch eine geschickte Anwendung auf einen vor Augen liegenden Umstand, die Zustimmung aller Zuhörer verschaffen kann.

Sollte dies nicht möglich seyn, so muß ein Zweifel in Betreff irgend einer Wahrheit, da er nicht durch Demonstration gelöst werden kann, durch Autorität entschieden werden; nämlich durch die eigene Autorität des Zuhörers, oder durch eine fremde. Und diese ist wiederum menschlich oder göttlich.

Man führt dem Zuhörer seine eigene Autorität an, wenn man ihm zeigt, daß er durch die Zurückweisung einer gewissen Wahrheit, mit sich selbst und mit der Ueberzeugung, die er bei anderen Gelegenheiten geäußert hat, in Widerspruch stehe. Diese Argumentation, die durch ihre Kürze und ihre überzeugende Kraft einen so großen Vorzug vor den philosophischen Demonstrationen behauptet, ist dem Redner sehr zu empfehlen, und, um sie mit Erfolg anwenden zu können, muß er die in der Menge verbreiteten Vorstel-

lungen ſtets vor Augen haben, und darin ſo viel als möglich eindringen. Hierin, glaube ich, würde zum Theil die ſo ſehr geprieſene, und vom Redner überall geforderte Popularität beſtehen. Ich befürchte nicht, daß man in dieſer beſtändigen Rückſicht auf die Ueberzeugung des Zuhörers, etwas Falſches und Erniedrigendes finde. Freilich wäre es erniedrigend, dem Zuhörer zu Gefallen, von einer Idee auszugehen, die man ſelbſt für thöricht hält; warum ſollen aber die in der Menge verbreiteten Meinungen gerade immer falſch und abgeſchmackt ſeyn, und bringt es nicht die menſchliche Natur mit ſich, daß die Wahrheit nie ganz untergehen kann, ſondern daß ſich immer ein Theil davon rein, und ohne Verfälſchung erhält? Und warum ſollte man das, was man vortragen will, nicht lieber in dieſer Geſtalt, als in einem ſyſtematiſchen Zuſammenhang darſtellen? Da doch die Freiheit des Zuhörers reſpectirt werden ſoll, ſo wird ſie es ja bei weitem mehr, wenn ich ihn, ſo zu ſagen, von Innen heraus bilde, und durch die Entwickelung, die ich ſeinen eigenen Ideen gebe, als wenn ich ihn in ein fremdes Syſtem ſchnüre. Und dies ſoll ich um ſo weniger verſuchen, da ich ihn durch mein Anſchließen an ſeine eigene Ueberzeugung mit leichter Mühe für eine heilſame Wahrheit gewinnen kann; da

hingegen die schönste philosophische Auseinandersetzung ihn vielleicht nur ermüden, und ihn für sein eigenes Wohl und den praktischen Zweck meiner Rede gleichgültig machen würde. Wenn sich daher ein Redner im Aussprechen seiner Ideen gefällt, und darüber seine Zuhörer, und den Zweck, den er hat oder haben soll, vergißt, so behaupte ich, dies ist nicht allein unklug, weil er so nie zu seinem Ziele gelangt, sondern es ist auch unsittlich, es ist strafbare Selbstsucht, wodurch ein gutes Unternehmen scheitert. Denn der Redner befindet sich nun einmal mit seinem ganzen Wirken auf dem ethischen Gebiete; und folglich ist auch alles, wodurch dieses Wirken befördert wird, etwas moralisch Gutes, alles wodurch es scheitern kann, etwas sittlich Schlechtes. Der Charakter des rhetorischen Vortrags ist also höchste Popularität, und der Redner soll sich an das unter der Menge verbreitete Wahre anschließen, und die Gestalt, worin er es vorfindet, höher achten als diejenige Form, die er ihm in seinem System gegeben hat.

Wenn jedoch der Fall eintritt, daß sich unter den Vorstellungen des Zuhörers keine befindet, die der Redner als Vordersatz in seiner Beweisführung gebrauchen könnte, so muß er, da eine wissenschaftliche Erörterung ihm durchaus untersagt bleibt, sich auf

menſchliche oder göttliche Autorität beziehn. Auch iſt nichts häufiger als der Gebrauch der erſteren in Reden über Rechtsſachen oder Staatsangelegenheiten. Glaubt man, daß die Belebung der ethiſchen Ideen des Richters nicht hinreicht, um von ihm die verlangte Entſcheidung zu erhalten, ſo führt man ihm die Autorität des Geſetzes an; und ſollte eine Behauptung den Begriffen einer politiſchen Verſammlung nicht angemeſſen ſeyn, ſo muß gezeigt werden, daß in einem gleichen Falle, ein Staatsmann von anerkannter Weisheit eben ſo gedacht, oder geſprochen habe.

Der geiſtlichen Beredſamkeit beſonders iſt eine Autorität, und zwar eine göttliche, ſo nothwendig, daß ſie ohne dieſelbe nicht entſtanden ſeyn würde, und auch jetzt nicht beſtehen kann. Die höchſten aller Wahrheiten, das Verhältniß Gottes zum Menſchen betreffend, werden hier dargeſtellt, um dem Menſchen als Richtſchnur bei ſeinem Streben nach Glückſeligkeit, und als Triebfedern zur Heiligung zu dienen. Angenommen, was doch nicht anzunehmen iſt, daß dieſe Wahrheiten ſich auf dem Wege einer philoſophiſchen Deduction erweiſen ließen, ſo dürfte doch dieſe Methode nicht befolgt werden, weil man ſo zwar Erkenntniß erzeugen, den praktiſchen Nutzen derſelben aber verlieren, oder nur kümmerlich einernten könnte.

Auch iſt weder des Zuhörers, noch irgend eines Menſchen Autorität ein hinlängliches Fundament, um darauf ſo wichtige Wahrheiten, und die ganz außerhalb des gewöhnlichen Geſichtskreiſes liegen, zu gründen. Sie bedürfen alſo, wenn ſie in öffentlichen Vorträgen zur Heiligung und Beſeligung der Menſchen angewendet werden, einer göttlichen Autorität. Daher kommt es, daß unter den Alten, denen eine ſolche Offenbarung fehlte, ſich neben der politiſchen Beredſamkeit, nicht einmal eine rein moraliſche entwickeln konnte, ungeachtet der Ausbildung die ſie ihren ethiſchen Syſtemen gegeben hatten, und daß nur mit Erſcheinung des Chriſtenthums eine religiös moraliſche Beredſamkeit erſchien. Dieſe ſinkt und hebt ſich, ſo wie der Glaube an eine göttliche Offenbarung ſchwächer oder ſtärker wird; und es liegt in der Natur der Sache, daß, ſo wie die geiſtlichen Redner die Ueberzeugung von der göttlichen Autorität der Bibel verlieren, auch ihre Beredſamkeit an Kraft und Würde verlieren muß. Denn man denke ſich einen Kanzelredner mit den ſchönſten Talenten ausgeſtattet, der aber ſeine Vernunft nicht unter, ſondern über die Offenbarung ſtellt, und der folglich bei Beſtimmung des Verhältniſſes worin Gott zu den Menſchen ſteht, und worin die Menſchen untereinander ſtehen ſollen, ſich auf keine höhere, gött-

liche Autorität berufen kann. Iſt die Richtung ſeines Geiſtes überwiegend philoſophiſch, ſo wird er ſich zum Hauptgeſchäft machen, die Grundſätze ſeines religiöſen und ethiſchen Syſtems darzuſtellen, zu erläutern, und ſo viel als möglich zu beweiſen. Ich will gar nicht einmal erwähnen, daß ein ſolches Unternehmen gewöhnlich auf den Grad der Bildung in einer gemiſchten Verſammlung nicht berechnet iſt: — was kann ſelbſt dann daraus entſtehen, wenn der Zuhörer alle dieſe Anſichten richtig auffaßt? Freilich wohl wiſſenſchaftliche Bildung; aber nicht dieſe zu befördern, ſondern Beſſerung der Geſinnungen und des Verhaltens zu bewirken, war die Abſicht des Redners, und er muß ſie verfehlen, da es ihm bei dem Beſtreben gewiſſe Wahrheiten zu begründen, an Zeit gebricht, ſie mit den höchſten praktiſchen Ideen in Verbindung zu ſetzen. Dies wird er vielleicht am Schluſſe verſuchen; doch wenn das Ganze der Rede nicht ſchon in der Abſicht entworfen iſt, ſittliches Intereſſe zu erregen, ſo wird man in der Anwendung vergeblich daran arbeiten.

Auch ſcheint es mir, daß man von den religiöſen und praktiſchen Anſichten, die man aus einem menſchlichen, ſey's eigenen, ſey's fremden Syſteme entlehnt, nie eine ſo feſte, unerſchütterliche Ueberzeugung haben

kann, als von denen Wahrheiten, die man nach Anerkennung einer Offenbarung, auf die Autorität derſelben annimmt. Es wird daher in dem Gemüthe ungläubiger Kanzelredner, eine gewiſſe, von ihnen ſelbſt kaum bemerkte Verlegenheit zurück bleiben, die ſich bei Darſtellung der Wahrheit bald durch einen kühlen, gleichgültigen Ton, bald durch Spannung und verzerrten Eifer verrathen wird; und ſo werden die von ihnen vorgetragenen Wahrheiten, ſo vortrefflich ſie auch ſeyn mögen, nie den Einfluß auf Gefühl und Willen erlangen, den ihnen ein ruhiger, kraftvoller Nachdruck verſchafft haben würde.

Was aber dieſe Verlegenheit aufs höchſte treiben, und die rhetoriſche Kraft eines Kanzelredners bei Darſtellung der Wahrheit aufs äußerſte ſchwächen muß, iſt das, ſich ihm gewiß aufdringende dunkle Gefühl, daß bei einer ſolchen Denkungsart in dem Verhältniß worein er ſich zu ſeinem Zuhörer ſtellt, etwas Unrechtliches ſey. Und zwar nicht deshalb allein, weil er den Abſichten des Staats und der Kirche zuwider handelt, die ihn zum Verkündiger, nicht eigener, und menſchlicher, ſondern göttlicher Wahrheit beſtellt haben; — ob mir gleich auch dies ein ſehr gegründetes Bedenken ſcheint; — ſondern hauptſächlich deshalb, weil ihn ſein Amt mit einer Würde und einem Anſehn

umgiebt, die bei einem jeden, der ſeine Lehre nicht auf göttliche Autorität gründet, als unerlaubte Anmaßung erſcheinen müſſen. Freilich, wenn ein Menſch vor andern Menſchen auftritt um einen Schuldigen anzuklagen, einen Unſchuldigen zu vertheidigen, oder Vorſchläge zum Wohl des Staats zu thun, ſo bedarf er dazu keines höheren Antriebes, und keiner göttlichen Autorität. Aber ſchwer wird es zu begreifen, wie ein Menſch, allein auf eigene Kraft bauend, ohne ſich als den Boten eines Höheren anzuſehen, ſich unterfangen könne, ſeinen Mitmenſchen dieſen Weg als den des Heils, jenen als den des Verderbens, zu bezeichnen, und ſie durch die Ausſicht auf die Strafen und die Belohnungen einer künftigen Welt bald anzutreiben, bald zurückzuhalten. Nur höhere Weisheit, höhere Tugend könnte ihm ein ſolches Recht erwerben: und darf er es wagen, ſich dieſe Vollkommenheiten zuzuſchreiben? Je höher der Grad iſt worin er ſie beſitzt, um ſo größer, dünkt mich, müſſe ſeine Scheu ſeyn, ſich durch ſein öffentliches Auftreten, wenn auch nur ſtillſchweigend, damit zu brüſten. Auch ſieht er unter ſeinen Zuhörern Perſonen, die ihm an ſittlicher und wiſſenſchaftlicher Bildung gleich, oder wohl gar überlegen ſind. Bei dem Gefühl, daß ein kräftiges Ergreifen der Gemüther hier etwas Unzie-

mendes ſeyn würde, beſtrebt er ſich daher ſeinem Publikum nur immer etwas Rührendes, Angenehmes, Verbindliches zu ſagen, und wenn er ein Laſter ſchildert, ſo giebt er zu verſtehen, daß er keinen ſeiner Zuhörer in Verdacht habe, ſondern gewiſſe andere meine, die ſich außerhalb ihres Kreiſes befänden. Er legt es auf's Rühren an, auf die Erweckung unnützer Gefühle; er ſucht durch äußere Vorzüge und durch geſchmückte Schreibart zu glänzen *); und ſo wird ſeinen Vorträgen Nutzen und Kraft durch ſeinen Unglauben geraubt.

Man denke ſich dagegen einen geiſtlichen Redner von geringerem Talent, der aber mit einem redlichen Willen Gutes zu wirken, einen unerſchütterlichen Glauben an die Wahrheiten der chriſtlichen Religion verbindet; und man ſehe, welchen höheren Schwung ſeine Vorträge durch dieſen einzigen Umſtand nehmen werden. Indem er die erhabenſten Wahrheiten aus der heiligen Schrift, worin ſie ihm in der lichtvollſten, populärſten Geſtalt gegeben ſind, entlehnt, iſt er zugleich durch die göttliche Autorität der Bibel, aller weitläuftigen Entwickelungen und Beweiſe überhoben, und

*) Un clerc mondain ou irréligieux, s'il monte en chaire, est déclamateur. La Bruyère.

und kann, ohne ſich damit zu befaſſen, ſeine volle Kraft zur Bearbeitung der Gemüther anwenden. Die von ihm vorgetragenen Wahrheiten werden um ſo eher Glauben finden, da er ſelbſt nur ſpricht, weil er glaubt, und da ſeine feſte, innige Ueberzeugung ſeinem Tone einen eben ſo ruhigen als ſalbungsvollen Nachdruck giebt, vor dem alle Zweifel verſchwinden müſſen. Bei aller Demuth, die ihm die Schwäche der menſchlichen Vernunft ſowohl als ſeine eigenen von ihm ſelbſt erkannten ſittlichen Mängel einflößen müſſen, fühlt er doch, daß er, ohne Anmaßung, zu ſeines Gleichen, ja zu Beſſeren und Weiſeren als er, belehrend, ſtrafend und ermahnend reden darf, weil er nicht in ſeinem eigenen, ſondern in Gottes Namen zu ihnen ſpricht, und weil er, als ein Abgeſandter des Höchſten, über Jeden, er ſey wer er wolle, erhaben iſt. Da alſo die Abſicht der geiſtlichen Redner, durch Erkenntniß der Wahrheit zur Tugend und zur Seeligkeit zu führen, nur durch ihren Glauben zu erreichen iſt; da ohne denſelben das Verhältniß, worin ſie zu ihren Zuhörern ſtehn, nicht einmal eine moraliſche Gültigkeit hat, ſo ſcheint es, daß der Glaube bei ihnen nicht allein als eine religiöſe Eigenſchaft betrachtet werden müſſe, ſondern daß man ihn auch als eine ſittliche Vollkommenheit anſehn, und mit Strenge

von ihnen fordern dürfe. Um so trauriger ist die Bemerkung, daß so Viele, aus ungegründeter Furcht durch Anerkennung einer göttlichen Autorität zu mißfallen, ihren Glauben an dieselbe verhehlen, oder ihn nur mit Zaghaftigkeit äußern, und ihren Vorträgen dadurch Kraft, Würde, Nutzen, und folglich auch am Ende den Beifall des Publikums entziehn.

Wen der hohe Wunsch beseelt, mit der politischen Beredsamkeit der Griechen zu wetteifern, und mit Demostheniſcher Kraft von der Kanzel herab zu sprechen, dem möchte ich zurufen: Wissenschaft, Kenntnisse, Styl, Vortrag, das Alles erleichtert Dir die Ausübung der Beredsamkeit, aber es macht Dich nicht zum Redner. Demosthenes ward es durch die Größe und Festigkeit seines Charakters, und diese Eigenschaften sind auch Dir zu Deinem Zwecke unentbehrlich, aber sie genügen Dir nicht. Bei der größten hier erreichbaren Vollkommenheit, bist Du nicht frei von menschlichen Schwächen, und wer giebt Dir das Recht, Deinen Brüdern, die nicht schlechter sind als Du, Heil oder Verdammniß zu verkünden? Das wirst Du fühlen, Du wirst nicht wagen mit Kraft zu ihnen zu sprechen, Du wirst Dich begnügen müssen sie zu rühren, oder ihren Gedankenvorrath mit neuen Ansichten zu bereichern; Du wirst vielleicht eine Zeit lang von

einer gemiſchten Verſammlung mit Beifall gehört werden; aber der dauernde, ewige Ruhm, d. h. die heilſame, ſich immer fortwälzende Wirkung Deines Handelns, iſt dahin. Du biſt ſchwach und furchtſam, ſo lange Du auf Dir ſelbſt beruhen willſt; wage, Dich als das Organ eines Höheren anzuſehn, und Du biſt voll Kraft und voll Muth. Der Glaube ſtellt Dich feſt und ſicher; Dein Lehren iſt nicht mehr wie das der Phariſäer, Wortſchwall und unnütze Vernünfteley; Du lehrſt mit Gewalt, wie Jeſus ſelbſt; denn er ſprach die Worte ſeines Vaters, und Du ſprichſt die ſeinigen. Eigene Dir jedes derſelben an, ſo wie diejenigen welche ſein Geiſt ſeinen Apoſteln eingab; aber nimm ſie in eben dem Sinn, worin jene ſie ſprachen. Du glaubſt es jetzt noch nicht, aber bald wird Deine Erfahrung Dich lehren, daß in den Dogmen unſerer Religion alle Kraft der geiſtlichen Beredſamkeit verborgen liegt. — Möchten viele mich verſtehn, und durch die Beredſamkeit zum Chriſtenthum geführt werden! Eine große Ehre für jene; und ein herrlicher Gewinn für dieſes! Denn ſollte es nicht eben ſo ſchön ſeyn, durch die Beredſamkeit dahin zu gelangen, als auf dem gewöhnlichen Weg des Unglücks und des Leidens?

Zwölftes Kapitel.

Von der Möglichkeit und der Wirklichkeit.

So wie man durch die höheren rhetoriſchen Ideen, auf die Wahrheit, d. h. auf die Darſtellung von dem Weſen der Dinge geführt wird, ſo erfordern ſie auch häufig den Beweis von der Möglichkeit und Wirklichkeit einer Sache. Und ſo zeigen ſich außer der Wahrheit, auch noch Möglichkeit und Wirklichkeit als untergeordnete rhetoriſche Ideen oder Kategorieen.

Von der Idee der Möglichkeit wird beſonders in der berathſchlagenden Staatsrede Gebrauch gemacht. So einleuchtend hier auch der Nutzen iſt, der aus der Ausführung des vorgeſchlagenen Unternehmens entſtehen würde, ſo ſinkt dem Zuhörer doch oft der Muth bei dem Gedanken, wie ſchwierig es ſey, und ſeine Trägheit verſchanzt ſich, ſo zu ſagen, hinter dem Einwurf der Unmöglichkeit. Dieſer muß ihm genommen werden, und der Redner muß auf eine einleuchtende Weiſe die Ausführbarkeit ſeines Vorſchlags darthun. So wie von den Hinderniſſen, die ihm im Wege zu ſtehn ſcheinen, eines nach dem andern verſchwindet, ſo gewinnt die ethiſche Idee im Zuhörer Leben und Kraft, und ſie fängt an, ihn zum Handeln anzutrei-

ben. Demoſthenes würde alle ethiſchen Motive vergebens verſchwendet haben, um die Athenienſer zum Widerſtand gegen Philipp zu ermuntern, wenn er ihnen nicht auch zugleich die Ausführbarkeit ſeiner Vorſchläge und die Möglichkeit des Erfolges anſchaulich gemacht hätte. Man ſieht, welche Maſſe realer Kenntniſſe dem Redner nothwendig iſt, wie er alle Verhältniſſe des Staates durchſchaut, und alle ſeine Mittel berechnet haben muß, um einer ſolchen Obliegenheit zu genügen! Es gehöret nicht zu meinem Plan alle Gegenſtände anzugeben, welche die Idee der Möglichkeit umfaßt; und ich begnüge mich, meiner Hauptabſicht gemäß, zu bemerken, daß dieſe Idee, wie wichtig und bedeutend ſie ſeyn mag, ſich dennoch der ethiſchen Idee des Staatswohls unterordnet. Denn nur durch dieſe wird der Redner zur Betrachtung der Möglichkeit einer Sache hingeleitet; und zur Erwerbung aller dazu erforderlichen Kenntniſſe, kann er keinen ſchöneren Antrieb haben, als die Vaterlandsliebe, die ihn begeiſtert.

Aber auch in der kirchlichen Beredſamkeit findet ſie ihren Ort. Kennern des menſchlichen Herzens wird es nicht entgangen ſeyn, wie oft wir unſer Gewiſſen, wenn es uns unſre verſäumten Pflichten vorhält, durch die Entſchuldigung zu beruhigen ſuchen, es ſey uns

unmöglich geweſen, ſie zu erfüllen. Daher genügt es nicht, daß der Redner eine Art der Thätigkeit, als zum vollkommnen ethiſchen Handeln gehörend, anpreiſe; er muß den Menſchen überhaupt und den geſellſchaftlichen Zuſtand genau genug kennen, um in alle Verhältniſſe einzugehn, und zu zeigen, wie höchſt angemeſſen ihnen dasjenige ſey, wozu er auffordert. So werden die hohen religiöſen Ideen aus ihrer Allgemeinheit hervorgerufen, und in die beſtimmten Formen des menſchlichen Lebens wie eingefangen; nichts iſt ergreifender für den Zuhörer, nichts giebt ſeinen Ideen ein regeres Leben, als die ausgebildete Geſtalt, worin ſie ihm erſcheinen. Aber freilich gehört von Seiten des Redners ein gewaltiger Wille dazu, um eben den Geiſt, der ſich bis zu den höchſten Gegenſtänden der Betrachtung emporſchwang, plötzlich bis zum kleinſten Detail des menſchlichen Lebens hinunter zu zwingen, ohne daß er dadurch an Feuer und Spannkraft verliere. Das vermögen Wenige, und da es bequemer iſt, ſo hält man es auch oft für angemeſſener, ſich in geſtaltloſen Ideen umherzudrehn.

Die Wirklichkeit herrſcht beſonders in der gerichtlichen Gattung; denn wenn der Ausſpruch des Rechts über eine That, z. B. über einen Todtſchlag, nicht im mindeſten zweifelhaft iſt, ſo iſt es doch zuweilen

die That selbst, und ihre Wirklichkeit kann behauptet oder geläugnet werden. Hier öffnet sich dem Redner das weite Feld der historischen Beweise und Darstellungen; ein Theil der Rhetorik, der für den Ausgang einer Sache entscheidend ist, und den die Alten daher auch mit so großer Sorgfalt ausgebildet haben. So wichtig er aber auch seyn mag, so schwebt die ethische Idee des Rechts doch darüber; ohne sie würde die Frage nach der Wirklichkeit einer Sache in der Beredsamkeit gar nicht entstehn, und sie muß auch als das letzte Ziel der historischen Darstellung immer im Auge behalten werden. Deshalb kann man aus dem Vorherrschen des Historischen in dieser Gattung, auch keinen Einwurf gegen das von uns aufgestellte ethische Princip der Beredsamkeit hernehmen; denn die Rede vor Gericht bleibt ein moralisches Handeln nach der Idee des Rechts, ob diese gleich auf die Darstellung der Wirklichkeit führt.

Findet man diese untergeordnete Idee in der politischen Beredsamkeit, so wird sie auch in der geistlichen angetroffen. Sie hängt darin sehr genau mit der Wahrheit zusammen, durch welche man auch gewöhnlich auf sie geführt wird. Das ist nämlich das Eigenthümliche des Christenthums, daß es die Wahrheit nicht durch Demonstration, sondern durch Fakta

beweiſet; wie z. B. die Liebe Gottes, durch die Aufopferung ſeines Sohnes; die Unſterblichkeit, durch die Auferſtehung Chriſti. Wird nun an dieſen Thatſachen gezweifelt, ſo müſſen ſie durch ein hiſtoriſches Zeugenverhör als wirklich erwieſen werden. Dergleichen Darſtellungen haben das größte Intereſſe, weil die dadurch begründete Wahrheit in ſo genauer Verbindung mit den höchſten praktiſchen Ideen, mit Pflicht, Glück und Tugend ſteht. Außerdem gehören zu dieſer Kategorie diejenigen Stellen, ſey's der politiſchen, ſey's der geiſtlichen Reden, worin die Beſchaffenheit einer Perſon oder einer Sache geſchildert wird, um darauf eine der höheren Ideen anzuwenden.

Dreizehntes Kapitel.

Von dem Entwurf und der Eintheilung der Rede.

Durch Aufſtellung der rhetoriſchen Ideen und Kategorieen, haben wir das Gebiet der Beredſamkeit, ſo zu ſagen, ausgemeſſen, und den Stoff aufgefunden, den ſie bearbeitet. Indem wir nun die erſte Wirkſamkeit dieſer Ideen betrachten, werden wir auch die Form, wozu ſich der rhetoriſche Stoff geſtaltet, in

ihren erſten, allgemeinſten Grundzügen kennen lernen. Dies iſt die Lehre von dem Entwurf und der Eintheilung der Rede, worüber gewöhnlich ſehr gute und richtige, aber größtentheils nur logiſche Regeln gegeben werden, die daher auch nur die Form betreffen, und darin zwar das Gute von dem Schlechten unterſcheiden lehren, den Weg aber nicht zeigen können, auf welchem man Jenes finden und Dieſes vermeiden kann. Wir wünſchten hier beides zu vereinigen, und dieſe Materie nicht nur auf eine formale, ſondern auch auf eine reale Weiſe zu erörtern. Dies muß uns gelingen, da wir die Beredſamkeit als ein Verfahren nach Ideen begreifen, in denen ſowohl der Stoff, als die Form des Hervorzubringenden enthalten iſt, da wir folglich beides nie von einander trennen, und daher auch bei dieſer Lehre nicht nur wie eingetheilt, ſondern auch was eingetheilt werden ſoll, beſtimmen können.

Wir denken uns alſo einen Mann, der das Vermögen beſitzt, ethiſche Ideen in großer Kraft und Lebendigkeit zu erzeugen, und der von dem Wunſche beſeelt wird, dieſe Ideen in der Wirklichkeit darzuſtellen, oder vielmehr die Wirklichkeit nach dieſen Ideen umzuſchaffen. Er kann ſich dazu keines andern Mittels bedienen, als ſeiner Ideen ſelbſt, und ihres Aus-

drucks durch die Sprache; und er weiß, sein Unternehmen wird nur dann gelingen, wenn er nicht etwa den Leidenschaften des Zuhörers huldigt, sondern sich den Ideen desselben — dem Höchsten und Besten in ihm — unterwirft. Er denkt sich also seinen Zuhörer, und zwar zuerst nur mit den bloßen Grundzügen seiner ethischen Natur, und mit jenen Forderungen, die jeder Mensch an sich selbst macht, seine Pflicht zu erfüllen, sich zur Tugend zu bilden, sein Glück zu gründen. Er denkt sich, wenn er zu Mitgliedern des Staates oder der Kirche spricht, diese Ideen in der verschiedenen Gestalt, die ihnen ein jedes dieser Verhältnisse giebt. Jeder Staatsbürger will, nach der Voraussetzung des politischen Redners, Recht und Gerechtigkeit gehandhabt wissen, das Gemeinwohl befördern, und sich Verdienst erwerben; jeder Christ will, nach der Voraussetzung des kirchlichen Redners, das Gesetz Gottes erfüllen, sich zur Aehnlichkeit mit ihm erheben, und der ewigen Seligkeit fähig werden. Daß diese Ideen in jedem Zuhörer herrschend sind, setzt der Redner voraus; und sollte er sich irren, sollte wirklich keine derselben in keiner der angegebenen Gestalten in demselben existiren — was nach unserer Behauptung unmöglich ist — so wäre dies zuversichtliche Voraussetzen das beste Mittel, sie zu erzeugen;

denn wie man den Menſchen beſſer behandelt, wird er beſſer.

Hat ſich der Redner ſolchergeſtalt den Zuhörer vergegenwärtigt, ſo wird er es zweckmäßiger finden, entweder ſeine Idee nur auf Eine, ſey's der höheren, ſey's der untergeordneten Ideen zu beziehen; oder ſie mit mehreren derſelben in Verbindung zu ſetzen. Die Reden, die auf die erſte Weiſe gebildet werden, möchte ich einfache nennen; diejenigen die auf die zweite Art entſtehen, zuſammengeſetzte. In den einfachen herrſcht Glück, Tugend, Pflicht, oder unter Leitung derſelben Wahrheit, Möglichkeit, Wirklichkeit allein. In den zuſammengeſetzten Reden geht z. B. Wahrheit voran, und es folgt Tugend und Glück; oder welches die Ordnung ſeyn mag, die der Idee und den Verhältniſſen angemeſſen befunden wird.

Und nun fängt der Redner ganz einfach und natürlich damit an, daß er ſeine Abſicht im Allgemeinen angiebt, und von den Ideen oder Kategorieen, ſey's Eine, ſey's mehrere, bezeichnet, worauf er ſie beziehen will: dies, und nichts anderes, iſt das Exordium. Sein Charakter iſt Klarheit und Offenheit: man kündigt dem Zuhörer den Kampf an und ſagt ihm, auf welchem Punkt man ihn angreifen wolle; und man kann es, da man mit ehrlichen Waffen ficht, und

da der Vortheil immer auf der Seite des Beſiegten iſt.

Da bei den Alten der Gegenſtand, worüber ein Redner ſprechen wollte, gewöhnlich ſchon dem Zuhörer bekannt war, ſo mußten die Exordien, in ſo fern ſie eine Ankündigung deſſelben enthielten, natürlich ſehr kurz ſeyn; und wenn ſie eine größere Ausdehnung bekamen, ſo geſchah es nur, weil der Redner ſich unter den obwaltenden Umſtänden vortheilhaft darſtellen, oder gewiſſe Vorurtheile, ſeine Perſon betreffend, die ihm das Gelingen erſchweren konnten, hinwegräumen wollte. Dieſen Vortheil, der in der Bekanntſchaft mit dem Gegenſtande und in einer äußeren Veranlaſſung liegt, gewähren dem geiſtlichen Redner die chriſtlichen Feſttage, und auch, wenigſtens zum Theil, der bibliſche Text. Denn dieſer, wenn er anders richtig gewählt iſt, enthält ſchon die beſondere Idee des Redners, welche mit geringer erklärender Nachhülfe deutlich daraus hervorſpringt. Auch iſt ſie darin ſchon oft mit den Umſtänden und Verhältniſſen verwebt, worauf ſie damals angewendet wurde, und man braucht ſich dieſe nur zu vergegenwärtigen, um in den jetzigen Zeiten die gleichen oder ähnlichen zu entdecken, auf welche ſie ihren Einfluß äußern ſoll. Da alſo der Text nicht nur die Idee,

ſondern auch ſchon die Umgebungen, in denen ſie ſich entfalten ſoll, anzeigt, ſo kann ein ſo bedeutender Vortheil die Exordien ſehr abkürzen, zumal da ſie der geiſtliche Redner nicht durch die Verſicherung, daß ſeine Abſichten rein ſind, wie der politiſche, zu füllen braucht. Denn erſtlich ſpricht dafür am beſten der ganze Sinn und Zuſammenhang ſeiner Predigt, und noch mehr ſeines Lebens; und zweitens, da er immer als der Geſandte eines Höheren, und nie in ſeinem eigenen Namen auftritt, ſo geziemt es ihm auch nicht, für ſich ängſtlich beſorgt zu ſeyn. Was das Exordium ſo oft verlängert, iſt die Darſtellung der Wahrheit, oder Wirklichkeit, womit man ſich, in der Abſicht zu intereſſiren, ohne auf die Forderungen der ſittlichen Natur des Menſchen zu achten, an ſeine Wißbegierde wendet. Ich kann dieſe Methode nicht billigen, und glaube, daß ſie nur in ſeltenen Fällen befolgt werden darf. Erſtlich wird dadurch auf die bloße Vorbereitung zur Idee, eine Zeit verwendet, die man beſſer zu ihrer Entwickelung benutzen könnte. Zweitens liegen die Vorſtellungen, wodurch man das Thema vorbereiten will, dem Gemüthe oft eben ſo fern, als das Thema ſelbſt, ſo daß man eben ſo gut dieſes gebrauchen könnte, um jene herbei zu führen. Drittens endlich, da die Wißbegierde dem ſittlichen

Intereſſe untergeordnet iſt, oder ſeyn ſoll, ſo gewinnt der Redner die Zuhörer ja am ſicherſten für ſeine Idee, wenn er ſie ſogleich mit einer der höheren praktiſchen Ideen in Verbindung bringt, welches ohne lange Umſchweife geſchehen kann.

Man kann am Ende des Eingangs die zwei, oder drei Theile ankündigen, welche die eigentliche Entwickelung enthalten; denn warum ſollte man nicht ſowohl dieſe, als jede andere Gelegenheit ſorgfältig benutzen, um der Aufmerkſamkeit des Zuhörers zu Hülfe zu kommen, und um ihm die Auffaſſung des Ganzen zu erleichtern? Wenn er ſeine Aufmerkſamkeit zu ſehr anſtrengen muß, ſo läßt ſie entweder ganz nach, oder es geſchieht die Wirkung allein auf das Erkenntnißvermögen und nicht auf den Willen, welches eben ſo ſchlimm iſt, als wenn gar keine erfolgte.

Wenn wir in den Reden der Alten dieſe Sitte nicht beobachtet, und keine Ankündigung des Plans und der Eintheilung finden, ſo konnte dies aus zwei Urſachen herrühren. Erſtlich, war ihnen durch die Veranlaſſung, bei welcher ſie ſprachen, weit mehr als dies beim geiſtlichen Redner der Fall iſt, der Gang vorgeſchrieben, zu dem ſie ſich bequemen mußten, und da dieſer, zumal bei dem Redner vor Gericht, faſt immer derſelbe war, ſo ſchien es unnöthig, ihn an-

zukündigen. Zweitens, und dies ſcheint mir die Haupturſache zu ſeyn, hätte ein ſolches Feſtſtellen des Plans, von einem Studium und einer Vorbereitung gezeugt, deren Schein ſie eben ſo ſorgſam vermieden, als ſie den des Extemporirens zu erhalten ſuchten; denn ſie hatten es mit einem argwöhniſchen Publicum zu thun, das eine ſolche Vorbereitung nur der Abſicht zu täuſchen zugeſchrieben hätte. Anders aber iſt es bei dem geiſtlichen Redner, der ſeinen redlich angewendeten Fleiß immerhin durchblicken laſſen mag, weil dadurch beim Zuhörer nichts anderes entſtehen kann, als die Erwartung einer um ſo gründlichern Belehrung. Hat jedoch der geiſtliche Redner ſeine Gründe, den Plan, den er ſich entworfen hat, zu verſchweigen, ſo kann er ſich dieſer Freiheit bedienen; denn es iſt zwar nothwendig, daß man danach ſtrebe ſeine Gedanken auf das lichtvollſte und beſte zu ordnen; nicht aber daß man zuvor anzeige, wie man ſie geordnet hat.

Doch welches iſt das Princip dieſer Eintheilung? Um mit der einfachen Rede anzufangen, ſo enthält dieſe ſo viel Haupttheile als es Hauptvorſtellungen giebt, wodurch die Abſicht des Redners mit einer, ſey's der höheren, ſey's der untergeordneten Ideen verbunden wird. In der Reinhardſchen Predigt, z. B., daß die würdige Feier des heil. Abendmahls

eine Quelle der edelſten Freuden ſey, wird die Abſicht des Redners einzig und allein auf die Glückſeligkeitsidee bezogen und mit ihr durch folgende Vorſtellungen verbunden: Die würdige Feier des heiligen Abendmahls gewährt uns den Anblick unſeres Mittlers in ſeiner rührendſten Größe; ſie erweckt uns zum Bewußtſeyn des würdigſten Berufs; ſie giebt uns das Gefühl der ehrenvollſten Gemeinſchaft; ſie belebt uns zu den ſeligſten Hoffnungen. Iſt Pflicht die einzige herrſchende Idee, ſo zerfällt die Rede in ſo viel Haupttheile als der Redner Vorſtellungen anwendet, um anſchaulich zu machen, daß die von ihm empfohlne Geſinnung oder Handlungsweiſe, Pflicht ſey. Iſt Tugend die herrſchende Idee, ſo kann die Rede nach den verſchiedenen Triebfedern zu einer beſonderen Tugend, oder nach den verſchiedenen Merkmalen, wodurch ſie mit der allgemeinen Tugendidee verſchmilzt, eingetheilt werden.

Aber die einfache Rede kann auch nach einer der untergeordneten Ideen, Wahrheit, Möglichkeit, Wirklichkeit conſtruirt ſeyn, ſobald nur der Zuſammenhang derſelben mit den höchſten Ideen gleich Anfangs einleuchtend und beſtimmt feſtgeſtellt worden. Es ſtehen z. B. die falſchen Vorſtellungen, welche ſich Chriſten von der göttlichen Vorſehung, oder von der Wirkſamkeit

keit des Gebets machen, ihrer religiösen und moralischen Entwickelung im Wege; von diesem Gesichtspunkte aus kann eine Belehrung über Vorsehung und über die Wirksamkeit des Gebets nach der Idee Wahrheit, der einzige Gegenstand der Rede seyn. Doch darf eine solche Belehrung nicht in eine vollständige Abhandlung ausarten, sondern man muß nur dasjenige anführen, was in praktischer Rücksicht besonders wichtig ist, was einer Widerlegung, oder Berichtigung bedarf.

Auf die Idee der Möglichkeit kann in einer politischen Rede alles bezogen werden, um zu zeigen, daß ein gethaner Vorschlag, der das Staatswohl augenscheinlich befördert, auch ausführbar sey. Eben so in der geistlichen, um die Entschuldigungen zu entkräften, die für einen Fehler aus der Unmöglichkeit ihn zu vermeiden, und für die Unterlassung einer Tugend, aus der Unmöglichkeit sie auszuüben, hergenommen sind. Natürlich muß man auch hier nur die Einwendungen bestreiten, welche der Zuhörer wirklich macht, oder doch leichtlich machen kann. Die Gründe dagegen sondern sich sodann in gewisse Hauptmassen ab, welche die Theile der Rede bilden.

Eben so kann auch die Idee der Wirklichkeit, auf eine der höheren bezogen, in der Rede herrschen, wie

das gewöhnlich vor Gericht der Fall ist. Hier werden die verschiedenen Beweise, daß eine Sache geschehen oder nicht geschehen sey, in mehrere Klassen zerfallen, und dies sind die Theile der Rede. Doch darüber belehren uns die alten Rhetoren mit einer Ausführlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Auch in der geistlichen Rede kann die Wirklichkeit allein herrschende Idee seyn, erstlich, wenn der Redner ein angefochtenes Factum, das zur heiligen Geschichte gehört, beweisen, und zweitens, wenn er von einer bedeutenden Person oder Thatsache eine an praktischer Anwendung fruchtbare Schilderung entwerfen will. Im ersten Fall wird er ein solches Factum nicht gegen den Unglauben im Allgemeinen, sondern nur gegen die Zweifel seiner Zeitgenossen vertheidigen; er wird daher nicht die Einwürfe voriger Jahrhunderte, sondern nur die ihrigen vor Augen haben; er wird nach diesem Maßstabe, aus der Masse der Beweise die ihm zu Gebote stehen, eine Auswahl treffen, und diese sondern sich ihrer inneren Beschaffenheit nach, leicht in gewisse Klassen und Abtheilungen. Im zweiten Falle hebt der Redner diejenigen Eigenschaften und Merkmale einer Person oder einer Sache heraus, die der praktischen Absicht, welche die ganze Darstellung leitet, am angemessensten sind. So ist

die Wirklichkeit allein herrſchende Idee in Reinhards Predigt: Wie der Urſprung der Gemeine Jeſu beſchaffen war; und er bezeichnet dieſen Urſprung als: in ſeinen Quellen rein, in ſeinen Umſtänden wunderbar, in ſeiner Abzweckung edel, in ſeinen Folgen wohlthätig.

Eine beſondere Manier, nicht ſowohl in der Eintheilung ſelbſt, als in der Art ſie anzukündigen, findet man bei den franzöſiſchen Rednern, inſonderheit bei Maſſillon. Wo es nämlich ihr Hauptgeſchäft iſt, die irrigen Vorſtellungen der Zuhörer zu beſtreiten — und dies kann jede der herrſchenden Ideen mit ſich bringen, ob es gleich bei den drei höheren ſeltener der Fall iſt, als bei den untergeordneten — in einem ſolchen Verhältniſſe, ſage ich, pflegen ſie nicht diejenigen richtigen Vorſtellungen anzukündigen, die ſie entwickeln, ſondern die irrigen, die ſie beſtreiten wollen. Man ſieht, daß freilich beides auf Eins hinausläuft; denn die Anwendung dieſer Manier ſetzt voraus, daß man ſich Irrthümer und Gründe dagegen in gleiche und einander entſprechende Maſſen getheilt habe, und da macht es denn freilich keinen Unterſchied, welche von beiden man ankündigt. Indeſſen bleibt doch immer etwas Mißliches in dieſem Verfahren, weil es nämlich leichter iſt, Wahrheiten, von denen man ſelbſt

überzeugt iſt, in einen gewiſſen Zuſammenhang zu bringen, als unter der Menge verbreitete Irrthümer und Zweifel; und hat man ſich dieſe nicht ſo geordnet, daß der Faden einer vollſtändigen Entwickelung der Wahrheit daran herunterlaufen kann, ſo wird man ſie nie mit Erfolg beſtreiten. Das Zerſtückelte, Abgebrochene und Genierte, das man häufig in Maſſillons Predigten bemerkt, iſt vielleicht dieſem Verfahren, das bei ihm faſt zur Gewohnheit geworden war, zuzuſchreiben; daher mag es nur der geübte, gewandte Redner, und ſelbſt dieſer nur in wenigen Fällen anwenden. Am ſicherſten iſt es immer, ſeine eigene Ueberzeugung, obgleich mit Rückſicht auf die herrſchenden Irrthümer, gleich Anfangs hinzuſtellen, und dieſe nur da zu beſtreiten, wo ſie ſich in Entwickelung der eigenen Gedanken von ſelbſt darbieten.

Häufiger aber als die einfachen Reden, deren Eintheilung uns beſchäftigt hat, ſind die zuſammengeſetzten, wo mehrere Ideen in gleicher Würde neben einander geſtellt werden. Auch fällt es in die Augen, daß ſie viel nachdrücklicher ſind als jene, und ſicherer zum Ziele führen. Denn hält der Redner ſeine Idee mit denen des Zuhörers nur von einer Seite zuſammen, ſo kann der Verſuch, ihm die Identität derſelben zu zeigen, vielleicht mißlingen. Um ihn ganz zu

gewinnen, muß man ihn von mehreren Punkten aus, ſtets zu demſelben Ziele führen; die Idee des Redners muß ſich ſo lange, wenn ich ſo ſagen darf, um die Idee des Zuhörers herum winden, bis ſie ganz mit ihr zuſammengefloſſen iſt. Von den zuſammengeſetzten Reden nun verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie ſo viel Theile haben als herrſchende Ideen; von dieſen Theilen kann aber wiederum ein jeder als eine einfache Rede angeſehen, und nach denſelben Grundſätzen getheilt werden, wodurch denn das, was in der einfachen Rede einen Haupttheil abgegeben hätte, in der zuſammengeſetzten eine Unterabtheilung wird. Eine gewöhnliche Methode iſt hier, mit der Wahrheit oder Wirklichkeit anzufangen, um über den Gegenſtand, wovon man ſprechen will, das gehörige Licht zu verbreiten, und alsdann zur Erweckung eines höheren Intereſſe, die Tugend-, Glücks- oder Pflichtidee folgen zu laſſen. Dies iſt die faſt zu häufig vorkommende Eintheilung, wo man redet erſtlich von dem Weſen, und zweitens von den Wirkungen. Wenn aber Wahrheit und Wirklichkeit nicht von einem ſehr geübten Meiſter behandelt werden, bekommt ihre Darſtellung oft etwas Kaltes und Schleppendes, und der Zuhörer bleibt gleichgültig für einen Gegenſtand, von dem man ihm zwar richtige Begriffe beibringt, deſſen

Beziehung auf die höheren Forderungen ſeiner ſittlichen Natur man ihm aber nicht anſchaulich macht. Oder man läßt ſich verleiten, weil man ſelbſt Kälte und Trockenheit fühlt, die höheren Antriebe, die erſt ſpäter erſcheinen ſollten, ſchon in dieſe Entwickelung zu verweben; und hat ſo die ſelbſt geſteckten Grenzen überſchritten, und ſich den Inhalt der folgenden Abtheilungen, die man nun nicht mehr zu füllen weiß, vorweggenommen. Anſtatt daher Wahrheit und Wirklichkeit in gleichen Rang mit den höheren ethiſchen Ideen zu ſtellen, möchte es oft zweckmäßiger ſeyn, ſie dieſen unterzuordnen; Glück, Pflicht oder Tugend zu Haupttheilen zu machen, und die Darſtellung der Wahrheit und Wirklichkeit nur da einzuſchalten, wo ſich in Entwickelung jener höheren Ideen das Bedürfniß derſelben ſichtbarlich zeigt. Einige Gegenſtände giebt es aber auch, in welchen die Idee der Wahrheit oder Wirklichkeit ein ſo entſchiedenes Uebergewicht hat, daß man ſie durchaus zur herrſchenden machen, und was man in Beziehung auf Glück, Tugend und Pflicht zu ſagen hat, in die einzelnen Entwickelungen des Wahren oder Wirklichen verweben muß.

In gar mannigfaltiger Folge und Abwechſelung werden auf dieſe Weiſe die ſechs rhetoriſchen Ideen nebeneinander geſtellt. Die Gegenwirkung, die der

Redner vom Zuhörer erwartet, bestimmt ihn bald mit dieser, bald mit jener anzufangen, und die anderen so, oder so, darauf folgen zu lassen, und deshalb kann über einen solchen Plan keine allgemeine Regel festgestellt werden, weil die jedesmaligen Umstände und Verhältnisse einen so großen Einfluß darauf haben: es ist ein Entschluß, welchen die ethische Kraft nach Maßgabe der Veranlassungen faßt, die sie dazu auffordern. Nur wie das Beispiel der Helden zur Tugend, so kann die Ideenfolge großer Redner zu einem gleich einsichtsvollen, kräftigen Verfahren ermuntern. Demosthenes z. B. in der ersten Rede gegen den Philipp, hebt mit der Idee der Möglichkeit an, er zeigt, wie sich bei ferneren Unternehmungen ein glücklicher Erfolg erwarten lasse, und wie er fortschreitet, schwinden die Zweifel seiner Zuhörer, ihre Brust erweitert sich, und füllt sich mit Hoffnung und Muth. Aber der Redner bleibt nicht bei allgemeinen Betrachtungen stehn; er geht in das Einzelne und legt dem Volke einen umständlichen Plan alles dessen vor, was zu thun sey. So ist der Verstand befriedigt, so sind die Gemüther gehoben, und offen für die höheren Ideen von Staatswohl, von bürgerlichem Verdienst, wodurch sie nun fortgerissen werden. Keine Folge von Ideen ist aber von so unwi-

derſtehlicher Kraft, als die in der Rede für den Kteſiphon, wo zuerſt nach der Idee der Möglichkeit gezeigt wird: der Redner habe den Ausgang der Sachen bei Chaeronea, durchaus nicht vorausſehen können, und wo er darauf die Idee der Tugend und der Pflicht ſo überraſchend folgen läßt, indem er behauptet: hätte er auch alles vorausgeſehen, er hätte doch nicht anders rathen dürfen. Mit dieſem bewundernswürdigen Fortſchritt hat die bekannte Eintheilung der Rede Cicero's für den Milo, nach den Ideen Wirklichkeit und Recht einige Aehnlichkeit.

Auf eine höchſt ſeltene Weiſe iſt in des Demoſthenes Rede über die Angelegenheiten im Cherſones, die Idee des öffentlichen Vortheils, mit der des Rechts nicht zuſammengeſtellt, ſondern verflochten. Denn indem er nach der erſten zeigt, daß man die Armee, die Diopeithes in jenem Lande kommandirt, nicht müſſe auseinandergehen laſſen, entſchuldigt er zugleich nach der zweiten den General wegen der Gewaltthätigkeiten die man ihm Schuld gab: ein Verfahren, wozu vermuthlich die Umſtände ihn nöthigten, und das er mit außerordentlicher Sicherheit durchführt, das ich aber keinem zur Nachahmung empfehlen möchte, weil von den ſo verflochtenen Ideen gewöhnlich die eine der anderen Abbruch thun würde.

Vierzehntes Kapitel.

Erſte Grundzüge zur Skizze des Redners.

Es iſt für die Wiſſenſchaft der Moral bemerkt worden, daß es drei Seiten giebt von welchen ſie aufgefaßt werden kann, und daß nur die Verbindung dieſer verſchiedenen Anſichten, eine vollkommene philoſophiſche Darſtellung derſelben möglich mache. Man kann nämlich die Moral zuerſt betrachten als die Aufzählung aller, von einem höchſten Geſetz abgeleiteter Gebote, die den Willen lenken ſollen, und der Pflichten die ſie demſelben auferlegen. Zweitens entſteht die Frage, nach der Beſchaffenheit des Subjects, das zur Erfüllung aller dieſer Pflichten geneigt und tüchtig ſeyn würde; und nach dieſer Richtung hin ausgearbeitet, wird die Moral eine Darſtellung der idealiſchen Tugend, oder des idealiſchen Tugendhaften. Drittens wendet ſich auch die Betrachtung auf das Product, welches der vollkommen Tugendhafte durch Erfüllung aller ſeiner Pflichten hervorbringt, und dieſes wird nun das Hauptaugenmerk unter dem Namen, Glück, Glückſeligkeit, höchſtes Gut. Anſtatt nun aber dieſe drei verſchiedenen Geſichtspunkte zu verbinden, heben die Moraliſten gewöhnlich nur Einen derſelben

in ihren Darſtellungen heraus, die deßhalb einſeitig und unbefriedigend bleiben müſſen. Denn ſetzt nicht die Summe aller zerſtreuten Pflichten ein handelndes Subject voraus, worin ſie ſich concentriren, und zur Thätigkeit gelangen können; und ſieht man dieſes Subject handeln, was iſt natürlicher als die Frage nach dem Product ſeiner Thätigkeit? — Dieſe bekannten Bemerkungen wiederholen wir, erſtlich, um durch die Nebeneinanderſtellung der drei verſchiedenen Geſtalten der Moralſyſteme, mit den drei höchſten von uns angegebenen rhetoriſchen Ideen, die Annahme dieſer letzteren zu rechtfertigen; zweitens aber, weil ſich aus dieſen Grundſätzen auch Regeln für die Behandlung der Rhetorik ergeben. Wenn dieſe nämlich, wie wir behaupten, nur eine weitere Ausführung der Moral iſt, ſo würde in ihr, wie in jener, die Vereinzelung der Geſichtspunkte ein Fehler ſeyn, und die Zuſammenfaſſung derſelben erfordert werden. Wir haben bisher dieſen Theil der Moral, den man Rhetorik nennt, nach dem Geſichtspunkte der Pflicht bearbeitet. Denn wir fingen an mit Aufſtellung eines Geſetzes, deſſen Anwendung wir gezeigt, und aus dem wir ſchon mehrere einzelne Gebote hergeleitet haben; und wir glaubten, der größeren Deutlichkeit halber dieſen Weg nehmen zu müſſen. Cicero und Quincti-

lian, ſo ſcheint es, denjenigen Philoſophen zu vergleichen, welche die Moral nach der Tugendidee bearbeiten, bezwecken beſonders die Darſtellung des vollendeten Redners, den Quinctilian ſogar ſeit der Zeit des erſten Schulunterrichtes ſchildert. Dadurch aber kommt in ihre Darſtellungen etwas Schwankendes, weil man ſo, zwar mit der Beſchaffenheit eines ſolchen Subjects hinlänglich bekannt wird; von ſeinem Handeln aber ſich keinen beſtimmten Begriff machen kann, weil die Richtſchnur deſſelben verborgen bleibt. Wenn wir nun dieſen Fehler, wie geſagt, durch Aufſtellung feſter Grundſätze zu vermeiden geſucht haben, ſo müſſen wir uns auch hüten, in den entgegengeſetzten zu verfallen, der darin beſtehen würde, die Beſchaffenheit des Redners zu vergeſſen. Die Darſtellung deſſelben iſt um ſo nothwendiger, weil es ſcheinen könnte, als genüge ihm bloße Kenntniß und talentvolle Befolgung der von uns angegebenen Vorſchriften, und als käme ſeine ſittliche Beſchaffenheit nicht weiter in Betracht: welches, wenn es ſich wirklich ſo verhielte, unſer Unternehmen, die Rhetorik als einen Theil der Moral zu bearbeiten, vereiteln würde. So verhält es ſich aber nicht, und die Befolgung aller dieſer Vorſchriften iſt ohne ſittliche Kraft des Charakters, ohne Tugend, und bei dem geiſtlichen

Redner, ohne das innere Leben des Glaubens, unmöglich.

Denn es beſteht ja die Wirkſamkeit des Redners in einem kräftigen Lenken der Gemüther, und dieſem Geſchäft iſt er nicht gewachſen, wenn ihm nicht das Ziel, wohin er ſie lenken will, deutlich vorſchwebt, und wenn er ſelbſt nicht lebhaft begehrt es zu erreichen. Er muß, in einem Worte, das Vermögen der ſittlichen Ideen beſitzen, und dieſe gehören zum Charakter. Die Phantaſie iſt freilich die Erzeugerin derjenigen Ideen, woraus die Schöpfungen in dem Gebiete der Kunſt hervorgehen. Obgleich, wie es mir ſcheint, ſelbſt ihre Gebilde immer etwas Schwankendes und Unſicheres behalten, wenn ſie nicht von Charakterkraft unterſtützt werden. Wie aber der Wille der Gegenſtand iſt, den die Beredſamkeit bearbeitet, ſo geht ſie auch aus dem Willen hervor. Man nehme nur den geiſtlichen Redner: wo wird er Stoff zu ſeinen Vorträgen finden, wenn ihm nicht ſeine eigene Heiligung, wenn ihm nicht der moraliſche und religiöſe Zuſtand der Menſchen am Herzen liegt, wenn er nicht eifrig wünſcht, die Mängel deſſelben zu verbeſſern? Nur wer von dieſen Trieben beſeelt, an ſich ſelber arbeitet, und die Menſchen in der Abſicht betrachtet, ſie zu einem höheren Grade von Vollkom-

menheit zu erheben, nur in dem werden ſich in ſteter Fülle, Ideen erzeugen, die ſich auf das höchſte Ziel des reinen menſchlichen Willens mit Leichtigkeit beziehen laſſen; und dies ſind doch gewiß ſittliche, fromme und chriſtliche Antriebe. Ja ſie ſetzen ſchon einen höheren Grad von Sittlichkeit voraus, der ſich über das, was man gewöhnlich Tugend nennt, nämlich Enthaltung vom Böſen und ſchuldloſes Leben, weit erhebt. Denn wenn es ſittlich ſchön iſt, für ſich ſelbſt immer das Beſte und Würdigſte zu wollen, ſo iſt es noch bei weitem ſchöner, mit dieſem zugleich auch das Beſte und Würdigſte für alle Menſchen zu begehren. Dieſer Wunſch kann in einem Menſchen fehlen, und er iſt deshalb nicht ſittlich ſchlecht; demjenigen aber, den er ganz beſeelt, wird man einen höheren Grad moraliſcher Vollkommenheit zugeſtehen müſſen. Es iſt daher auch gewiß keine gehäſſige Anklage, wenn man eine geiſtliche Rede eines Mangels an ſolchen ſittlichen Ideen beſchuldigt, welche nur eine, ſtets mit dem Wohl der Menſchheit beſchäftigte Geſinnung erzeugen kann. Sich ſelbſt ausſprechen, gewiſſe Lieblingsanſichten mit Selbſtgefälligkeit ausmalen, kann nicht geradezu für ein Laſter ausgegeben werden; gewiß aber iſt es der Beweis einer unausgebildeten Geſinnung, die nicht fähig iſt, ſich ſelbſt

zu vergeſſen um nur in dem Wohl anderer zu leben; es iſt eine Abweſenheit jener höheren Charakterkraft, wodurch der Redner ſeinen Stoff produciret, und welche wir, da man das Schöpferiſche im menſchlichen Geiſte überhaupt mit dem Ausdruck Genie bezeichnet, ſittliches Genie nennen möchten. Vergebens iſt alſo das Gebot: Beziehe deine Ideen auf die höchſten menſchlichen Ideen, demjenigen ausgeſprochen, der in ſeine eigenen Empfindungen, Phantaſieen und Gedankenverknüpfungen verſenkt, nicht den heroiſchen Trieb fühlt, die Herzen zu ergreifen und ſie veredelnd umzubilden; denn es fehlt ihm am erſten und nothwendigſten, an Ideen, und ſtatt dieſer wird er in Bildern umhergaukeln, in Empfindungen zerſchmelzen, oder ganz intereſſante Lehrvorträge halten, die aber ohne Wirkung auf den Willen bleiben.

Auch von dem Redner in Staatsverhältniſſen gilt das nämliche, was von dem geiſtlichen gilt. Wenn er nicht mit uneigennütziger Liebe an ſeinem Vaterlande hängt, und von dieſer angetrieben wird, theils die inneren Verhältniſſe deſſelben genau zu ſtudieren, theils der Veränderung der äußeren aufmerkſam zu folgen, wie ſoll er in wichtigen und ſchwierigen Fällen ſogleich heilſame Vorſchläge und richtige Anſichten finden? Er wird wie die Athenienſiſchen Redner bei

der Nachricht, daß Philipp Elatea genommen hatte, verſtummen. „Denn jener Tag, und jene Veranlaſſung erforderte, wie Demoſthenes ſagt, einen Mann, der die Begebenheiten vom Anfang an verfolgt hatte, und richtig ſchloß, weshalb und zu welchem Zweck Philipp jenes gethan.“ Und er, der einzige, der an dieſem Tage ſprach, Demoſthenes, wodurch hatte er ſich dieſen ſchärferen Blick erworben, als durch ſeine Vaterlandsliebe, worin er alle ſeine Mitbürger übertraf? Zwar könnte man ſagen, in Ermangelung der Liebe zum Vaterlande, würden Eigennutz, Haß und Freundſchaft, vorgefaßte Meinungen, politiſche Syſteme, es nie dem Redner an Ideen und Vorſchlägen fehlen laſſen. Vielleicht; doch hier tritt die große Schwierigkeit ein, daß nun auch dieſe Abſichten dem höchſten Zwecke des ſtaatsbürgerlichen Willens unterzuordnen ſind, und dies iſt ungemein ſchwer, wenn ſie nicht ſchon in der Abhängigkeit von demſelben entſtanden, ſondern von anderen minder edlen Motiven eingegeben ſind. Damit die Plane ſeiner Selbſtſucht gelingen, muß ſie der Redner, wie wir früher bemerkten, in Zuſammenhang mit den höchſten ſittlichen Ideen bringen; und iſt dieſer Zuſammenhang nicht natürlich, ſondern erkünſtelt, ſo muß oft das größte Talent an dem Unternehmen ſcheitern den Betrug

durchzuführen *), und ſein Gewebe wird von einem anderen Redner zerriſſen, der vielleicht mit weniger Kraft ſpricht, deſſen Ideen aber auf dem Grund und Boden der Vaterlandsliebe gewachſen ſind. Ein ſchönes Beiſpiel hiervon ſind die beiden Reden die, nach dem Salluſt, vom Cäſar, und vom Cato im Römiſchen Senate über das Schickſal der Mitverſchwornen Catilinas gehalten wurden. Was iſt feiner angelegt als Cäſars Rede, wie ſchlau weiß er Edelmuth, Geſetze, Staatsvortheil da geltend zu machen, wo es ihm bloß darum zu thun war, ſich Werkzeuge ſeiner ehrſüchtigen Plane zu erhalten! Mit weniger Kunſt, aber mit größerer Kraft dringt der biedere Cato durch, und der ganze Senat ſtimmt ihm bei. Und ſo wird denn durch unſere Betrachtungen, und durch das Beiſpiel des ſpäteren Cato, jene Definition des Redners gerechtfertigt, die nach Quinctilian vom älteren Cato herrührt **), und die unſtreitig die beſte iſt, welche vom Alterthum auf uns gekommen iſt: Der Redner iſt ein rechtſchaffener Mann, der zu reden verſteht.

*) Das Unmoraliſche in der Abſicht verräth ſich durch Ungereimtheit in der Gedankenverknüpfung. *Ἐπειδάν τις, οἶμαι, κακουργῶν ἐπὶ μὴ προσήκοντα πράγματα τοὺς λόγους μεταφέρῃ, δυσχερεῖς ἀνάγκη φαίνεσθαι.* Demosth. adversus Leptinem, p. 100. ed. Wolf.

**) Instit. XII. 1.

Zwei-

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Von dem Affekt und der Leidenſchaft.

Ehe wir weiter gehn, werfen wir einen Blick auf den Weg, welchen wir bereits zurückgelegt haben.

Es war unſere Abſicht, ein höchſtes Princip zu ſuchen, das in die zerſtückelte und unzuſammenhängende Theorie der Beredſamkeit Einheit und Zuſammenhang brächte. Zu dieſem Ende machten wir eins ihrer Merkmale, das Streben nach außen zu wirken, zu ihrem Hauptcharakter, und fanden ſo, daß ſie auf ethiſchem Grund und Boden ſtehe, und ein Handeln ſey, daß wie es nur von Ideen ausgehe, ſich auch nur an Ideen wenden könne. Die Entwickelung dieſes einzigen Gedanken hat uns ſchon auf wichtige Reſultate geführt, und viele Behauptungen, die in den gewöhnlichen Theorieen ohne Beweis aufgeſtellt werden, in eine ſyſtematiſche Einheit zuſammengefaßt; eben ſo ſind wir auch dadurch in den Stand geſetzt worden, manchen Irrthum in den herrſchenden Anſich-

ten zu berichtigen. Wir haben geſehen, daß es überhaupt nur Eine Beredſamkeit giebt, und daß die bürgerliche mit der geiſtlichen durch die Einheit des Princips zuſammenhänge, obgleich eine jede durch das Verhältniß, worin ſie ſich bewegt, verſchieden modificirt werde; daß die Alten, nach einem höchſt richtigen Gefühle, drei Gattungen der Beredſamkeit, nach den drei höchſten Ideen angenommen haben; wir haben durch die Aufſtellung der Wahrheit, als einer untergeordneten rhetoriſchen Idee, das eine ihrer Merkmale, ihr Hinneigen zur Philoſophie, wiedergefunden, zu gleicher Zeit aber, über die ſchwierige Frage, welches die Grenzlinie zwiſchen Philoſophie und Beredſamkeit ſey, wie wir uns ſchmeicheln, einiges Licht verbreitet; wir haben über den Entwurf und die Eintheilung der Rede Regeln angegeben, die ein Verfahren nach Ideen ſind, und als ein ſolches vor der gewöhnlichen Eintheilungsmethode, die ein bloßes Verfahren nach Begriffen iſt, den Vorzug verdienen; wir haben endlich, um unſre ethiſche Anſicht zu rechtfertigen, an verſchiedenen Stellen bemerkbar gemacht, daß der Redner nur durch wahrhaft ſittliche Geſinnung zur Ausrichtung ſeines Geſchäfts fähig werde.

Und ſo hätte ſich, wie wir glauben, unſer ethiſches Princip ſchon für denjenigen Theil der Rhetorik be-

währt, welcher die Lehre von der Erfindung und Anordnung enthält; denn alle Regeln, die mit Recht über dieſe Gegenſtände gegeben werden können, fließen aus dem von uns aufgeſtellten höchſten Geſetz, das uns in ſeiner Entwickelung gezeigt hat, nicht nur wie ein Jegliches in dieſem Theile der Beredſamkeit beſchaffen ſey, ſondern auch warum es ſo und nicht anders ſeyn dürfe. Eben dieſes für den jetzt folgenden Theil der Rhetorik, für die ſogenannte Elocution auszuführen, ſcheint ſchon größeren Schwierigkeiten unterworfen. Denn da hier von Erregung der Affekte, oder wohl gar der Leidenſchaften die Rede iſt, wie, möchte man fragen, wäre ein ſolches Beginnen von einem ethiſchen Princip abzuleiten, ja, nur bei Annahme deſſelben, zu rechtfertigen? Ferner wird man hier, und zwar mit Recht, wenigſtens die Grundzüge zu einer Theorie der Proſa erwarten; und es möchte ſcheinen, als ob ein ethiſches Princip auf keine Weiſe darauf führen könnte. So ſcheint es; aber ſo ſcheint es auch nur; denn in der That iſt dieſer Theil der Rhetorik der Triumph der ethiſchen Anſicht, indem dadurch Probleme gelöſt werden, die keine andere Anſicht zu löſen vermag.

Zuerſt aber müſſen wir über die Irrthümer klagen, wodurch dieſe Materie verunſtaltet iſt, und woran

die Alten eigentlich Schuld ſind, welche, da ſie jetzt überall gelobt werden, auch hier einmal einen verdienten Tadel hinnehmen mögen. Dieſer Tadel fällt zuerſt auf die Rhetoren, die dann aber die Anklage auf die Redner ſelbſt, oder vielmehr auf die Umſtände, worin dieſe ſprachen, zurückſchieben können. Die alte Beredſamkeit hat ihre Kraft und Beſtimmtheit vorzüglich der Schnelligkeit zu danken, womit die Wirkung, gleich nach geſprochener Rede, erfolgte; eben darin aber lag auch ein Grund der Ausartung. Denn indem man für Ehre, Vermögen und Leben kämpfte, und da der Beſitz oder Verluſt dieſer wichtigen Güter von der Wirkung der Rede abhing, ſo mußte man in dieſer bedrängten Lage jedes Mittel gut finden, wenn es nur zum Zwecke führte; und wer kein edles Mittel erſchwingen konnte, der mußte oft mit einem ſchlechten ſich begnügen, zufrieden, wenn er nur ſeine Abſicht erreichte, und ohne zu bedenken, daß er ſie durch ein beſſeres, viel ſicherer erreicht haben würde. Die Redner erlaubten ſich daher mancherlei Kunſtgriffe, um die Richter und das Volk irre zu führen, zu blenden, leidenſchaftlich zu bewegen; dieſe Praxis, die nothwendig oft gelingen mußte, ging in die Theorie über, die ſich hier nicht über die Praxis, die ihr vor Augen lag, zu erheben vermochte,

wie ſie denn dies überhaupt nur ſelten im Stande iſt; alle Kunſtſtückchen zur Aufreizung der Gemüther wurden geſammelt, und in Reihe und Glied aufgeſtellt; und die Rhetoren, welche die Erregung der Leidenſchaften, in ihrer Kunſt für nothwendig hielten, lehrten zu dieſem Ende, nicht Seelenleitung, nach Plato *), ſondern wirkliche Seelenverführung. Dies thut Ariſtoteles in dem Abſchnitt ſeiner Rhetorik, wo er von den Leidenſchaften handelt; und Cicero ſpricht von den Mitteln, derer er ſich zu ihrer Erregung bedient, mit einer Offenherzigkeit, worüber man erſtaunen muß **). Eben ſo wunderbar aber iſt es vielleicht, daß man ihnen und denen, die in denſelben Ton einſtimmen, aufs Wort geglaubt, und dieſe heilloſen Kunſtgriffe, in der bürgerlichen Beredſamkeit wenigſtens, für nothwendig und unentbehrlich gehalten hat. Das Beiſpiel des Demoſthenes allein, dünkt mich, hätte auf den Gedanken führen müſſen, daß man ſie entbehren, und ſtatt ihrer andere Mittel gebrauchen könne, die nicht nur viel edler, ſondern auch viel untrüglicher ſind.

*) *Ψυχαγωγία.* Phaedrus p. 331. ed. Heindorf.

**) Qua (miseratione) nos ita dolenter usi sumus, ut puerum infantem in manibus perorantes tenuerimus; ut alia in causa, excitato reo nobili, sublato etiam filio parvo, plangore et lamentatione complerimus forum. Orator. C. 38.

Hätte dieſer Redner eine Rhetorik geſchrieben, ſie würde gewiß anders als Ciceros rhetoriſche Schriften ausgefallen, und ſeines Lehrers Plato, der im Gorgias eine ſo ſtrenge Anſicht der Beredſamkeit aufſtellt, nicht unwürdig geweſen ſeyn. Aber die Beredſamkeit des Demoſthenes iſt, ſo wie ſein Charakter, von einer Erhabenheit, die nothwendig verkannt werden mußte; und bei ihrer Unfähigkeit ſeine rhetoriſchen Mittel zu würdigen, haben die Alten, und wir nach ihnen, eben die Kunſtgriffe in ihm zu entdecken geglaubt, die in den andern Rednern am Tage liegen.

Ich muß mir zu dieſem Theil der Rhetorik durch eine pſychologiſche Erörterung den Weg bahnen, und zwiſchen zweien Dingen einen Unterſchied feſtſtellen, die ſo verſchieden ſie auch ſind, doch gemeiniglich verwechſelt werden, nämlich zwiſchen Affekt und Leidenſchaft. Die Bewegungen in unſerm Gemüthe ſind ihrer Natur, ihrer Dauer und ihrer Würde nach, ſehr verſchieden, je nachdem ſie durch äußere Gegenſtände, oder von Innen heraus erzeugt werden. Ein äußerer Gegenſtand, oder die Vorſtellung davon, erregt, wenn wir ihn begehren oder verabſcheuen, in uns eine Bewegung, die man mit Recht Leidenſchaft nennt, weil wir uns dabei leidend verhalten, und uns einer Wirkung hingeben, die von außen auf uns geſchieht. Die-

ſer Zuſtand kann in der That nicht gerechtfertigt werden, weil er eine Unthätigkeit der Vernunft vorausſetzt, die zwar nicht immer verhindern kann, daß man einen Eindruck empfange, ihn aber doch beſchränken, veredeln, und wenn er ſchädlich iſt, unterdrücken ſoll. Auch iſt dieſer Zuſtand ſeiner Natur nach unruhig, verworren, und quälend für das Gemüth, welches durch das Gefühl ſeiner Abhängigkeit immer betrübt wird; ſeiner Dauer nach, iſt er vergänglich, da er von einem vergänglichen Gegenſtand hervorgebracht worden. Ganz verſchieden davon iſt die Erregung des Gemüths, die einer Idee ihre Entſtehung verdankt; ich nenne ſie Affekt und nicht Leidenſchaft, weil der Geiſt ſich hier durch ſeine Thätigkeit ſelbſt afficirt, anſtatt daß er dort unthätig einen äußeren Eindruck aufnahm. Doch auch dieſen Ausdruck, Affekt, der mir noch manchem Mißverſtändniß unterworfen, und bei weitem nicht adäquat genug ſcheint, brauche ich nur, weil mir kein beſſerer bekannt iſt. Was ich mir aber dabei denke, wird aus Folgendem klar werden. Unmöglich kann ein Gemüth, worin eine Idee lebendig geworden iſt, diejenige Kälte behalten, welche bloße abſtrakte Vorſtellungen oder Begriffe zu begleiten pflegt; denn da die Idee die Vorſtellung einer Thätigkeit und den Antrieb dazu in ſich

enthält, ſo muß ſie ſich alle Kräfte der Seele aneignen, und ſie nach einer beſtimmten Richtung hin in Bewegung ſetzen; und aus dieſer vereinigten Wirkung aller Fähigkeiten, aus der ſie begleitenden Anſtrengung, muß ein Zuſtand hervorgehn, der ſich durch einen höheren Grad der Wärme und des innern Lebens auszeichnet. Soll aus der Idee eine Schöpfung im Gebiete der Kunſt hervorgehn, ſo iſt dieſer Zuſtand das was man poetiſche, künſtleriſche Begeiſterung nennt, die allgemein als etwas Gutes und Schönes anerkannt und geſchätzt wird. Aber dieſelbe Wärme begleitet auch alle ethiſchen Ideen die zur Thätigkeit durchzubrechen ſtreben; nur das bloße Enthalten vom Böſen mag Kälte zur Begleiterin haben; wer etwas Großes und Gutes hervorzubringen ſtrebt, wird nie ohne Eifer, ohne Affekt ſeyn. Möchte man doch dieſe ſchöne Erſcheinung nie mit dem Namen Leidenſchaft belegen; dieſer deutet auf eine Unthätigkeit der höheren geiſtigen Vermögen, da hingegen der Affekt die höchſte Thätigkeit der Vernunft, die die Erzeugerin der Ideen iſt, vorausſetzt. Auch iſt die Wärme des Gefühls und der Leidenſchaft unklar und verworren, einem trübe glühenden Feuer zu vergleichen; der Affekt hingegen, ſtets beſonnen, ſtets auf den leiſeſten Wink der Vernunft aufmerkſam, fähig ſich ſelbſt im raſche-

ſten Gange aufzuhalten, iſt dem Sonnenlicht zu vergleichen, das noch mehr Klarheit als Wärme mit ſich führt. Eben deshalb, und weil der Affekt nicht das Gemüth in zwei ſtreitende Parteien theilt, wie die Leidenſchaft, ſondern alle Kräfte und auch die Empfindungen des Herzens in der ſchönſten Eintracht mit der Vernunft verbindet, iſt er auch der allerſeligſte Zuſtand, zu dem ſich der Menſch erheben kann. Daß er aber zugleich auch vollkommen moraliſch iſt, darüber ſcheint es unnöthig, noch ein Wort hinzuzuſetzen. Er iſt, zumal wenn er von ethiſchen Ideen erzeugt wird, die moraliſche Natur des Menſchen ſelbſt, und zwar in ihrem ſchönſten Glanz, ihrer höchſten Würde, und weit über jene Kälte erhaben, die man zuweilen vernünftig nennt, obgleich mit großem Unrecht, indem eine kräftige Wirkſamkeit der Vernunft alle Kälte verbannen muß. Auch darin endlich unterſcheidet ſich der Affekt von der Leidenſchaft, daß er eben ſo anhaltend als dieſe vergänglich iſt. Denn da die Idee, welche ihn erzeugt, ſich nie durch eine einzige Darſtellung, ſondern nur durch eine fortlaufende Reihe derſelben erſchöpfen läßt, und alſo für lange Zeit, ja wenn ſie eine moraliſche iſt, für ewig exiſtirt, ſo theilt ſie dem ſie begleitenden Affekt dieſe Eigenſchaft und dieſe Dauer mit.

Anſtatt nun zwei ſo ungleichartige Erſcheinungen, wie die eben beſchriebenen, gehörig zu ſondern, nennt man gewöhnlich alles, was von einigem Feuer und einiger Lebendigkeit begleitet wird, leidenſchaftlich; und durch den nachtheiligen Nebenbegriff, der in dieſem Worte liegt, wird oft das Schönſte und Vortrefflichſte herabgewürdigt. Man ſollte daher Demjenigen, der einer Kunſt oder einer Wiſſenſchaft ergeben iſt, ſo bald er nur fähig iſt Etwas ſelbſtſtändig darin hervorzubringen, nie eine Leidenſchaft zu dieſer Kunſt oder Wiſſenſchaft zuſchreiben; ſeine Liebe iſt ein Affekt, der durch Ideen erzeugt wird; und eine Leidenſchaft für eine Kunſt hat nur Derjenige, der das Anſchaun ihrer Schöpfungen als einen Gegenſtand des Genuſſes begehrt, ohne dadurch zu einer beſondern Thätigkeit des Geiſtes aufgeregt zu werden. In den geſelligen Verhältniſſen der Menſchen iſt auch nicht jede Liebe eine Leidenſchaft; ſie iſt es nur dann, wenn ſie nach dem Beſitz des Geliebten, als nach dem eines Eigenthums ſtrebt, das ſie erwerben und feſthalten will; ſie iſt etwas bei weitem höheres, ſie iſt ein Affekt, ſo bald ihr die Idee einer ewigen Verbindung zum Grunde liegt, eine Idee, die weder durch trennende Umſtände geſtört werden, noch durch den irdiſchen Beſitz erkalten kann. Ueberhaupt ſollte das Han-

deln der Menſchen nie leidenſchaftlich, aber immer affektvoll ſeyn; es ſollte nie das Feuer verrathen, welches ein äußerer Gegenſtand angezündet hat, aber ſtets von jener milden und klaren Wärme beſeelt ſeyn, die Alles begleitet, was aus dem Innern des Geiſtes entſpringt. Und ſo unterſcheide man denn auch in der Beredſamkeit, das affektvolle Sprechen eines Mannes, der von einer Idee erfüllt iſt, die er Andern in einem gleichen Grade der Klarheit und Wärme mittheilen will, von dem ſtets verdammungswürdigen Beſtreben, Leidenſchaften in ihnen zu erwecken.

Zweites Kapitel.

Daß es Pflicht des Redners ſey, mit Affekt zu ſprechen, und Affekt zu erregen.

Wenn wir in dem Vorigen erwieſen haben, daß der wahre Affekt niemals zu tadeln, ſondern immer für etwas Schönes und Vortreffliches zu halten ſey, ſo gehn wir jetzt noch weiter, und behaupten: er ſey dem Redner ſo nothwendig, daß er ohne Affekt nie ſprechen ſollte. Denn nur darum tritt er vor einer Verſammlung auf, damit er ihr die Idee mittheile,

von welcher er durchdrungen iſt; und dieſe Idee, wenn es wirklich eine iſt, muß von Affekt begleitet ſeyn; vermißt man dieſen in ihm, ſo iſt man auch berechtigt vorauszuſetzen, daß er von keiner Idee beſeelt ſey; daß er etwas zu wollen und zu unternehmen ſcheine, in der That aber nichts mit Beſtimmtheit wolle, und alſo mit ſich ſelbſt in Widerſpruch ſtehe; daß er ſein Geſchäft nur aus Noth, wie ein Tagelöhner, oder mit Hinterliſt, wie ein Volksverführer, oder mit froſtiger Eitelkeit, wie ein Schönſprecher treibe; und keine von dieſen ganz billigen Vorausſetzungen kann wohl den Zuhörer bewegen, den Mann zu achten, und ihm ſein Herz zu öffnen. Was wir übrigens von dem Unterſchied zwiſchen Affekt und Leidenſchaft geſagt haben, wird uns hoffentlich gegen den Vorwurf ſichern, als forderten wir vom Redner fieberhafte Hitze, kränkliche Rührung, oder geſchraubte Begeiſterung; wir fordern Wärme mit Beſonnenheit, Gefühl mit Vernunft, Nachdruck ohne Verzerrung, Licht und Feuer ohne Dampf; ſchöne Erſcheinungen, die auch der gewöhnliche Zuhörer zu würdigen weiß, und von allem Nachgemachten und Uebertriebenen leicht unterſcheidet.

Jeder, der voll von einer großen Idee vor das Volk getreten iſt, hat mit Affekt geſprochen; mit dem

größten aber der, welcher die größten Ideen auszusprechen hatte, Christus; das Licht der Welt offenbart die ewige Wahrheit mit fortdauernder Begeisterung, die bald mild und sanft, bald donnernd und zerschmetternd erscheint: ein großes Beispiel für jeden kirchlichen Redner, das ihn von aller philosophischen Ruhe dispensirt, und ihm einen ähnlichen Affekt zur Pflicht macht.

Vorausgesetzt nun, daß es Mittel giebt, den Affekt Anderen mitzutheilen, so ist offenbar, daß der Gebrauch dieser Mittel niemals schädlich, sondern stets nur heilsam seyn kann. Denn es wird ja dadurch keinesweges das blinde Gefühl zu einer Lebendigkeit emporgetrieben, welche die Vernunft unthätig macht; im Gegentheil, es wird derselben untergeordnet, indem man es zwingt, zu ihren Zwecken mitzuwirken, und so entsteht innere Harmonie, der vollkommenste Zustand des Menschen. Auch die Furcht, daß man doch in Erregung des Affekts zu weit gehen könnte, scheint mir gänzlich ungegründet; denn er wird durch eine stärkere Thätigkeit der Vernunft erzeugt, in welcher es wohl kein Uebermaß geben kann, und der Gedanke muß das ausschweifende Gefühl augenblicklich in seine Grenzen zurückführen. Die Leidenschaft kann allerdings zu stark seyn, oder vielmehr sie

ſollte gar nicht ſeyn; wie aber die Ideen der ethiſchen Vernunft von zu lebhaftem Affekt begleitet ſeyn könnten, wie es möglich wäre, daß dieſelben Ideen, durch die Religion geheiligt, das Gemüth mit zu großer Gewalt ergriffen, das kann ich wenigſtens nicht einſehn. Man braucht ſich alſo, wenn man im Stande iſt Affekt zu erregen, bei dieſem Beſtreben durchaus keine Schranken zu ſetzen; die menſchliche Schwäche bringt es mit ſich, daß man anſtatt zu weit zu gehn, ſich gewöhnlich wird vorwerfen müſſen, zu wenig gethan zu haben. Und wollte man einwenden, daß der Affekt, wie jede lebhafte Stimmung, vorübergehend ſey, ſo frage ich, ob man ihn deshalb für unnütz halten müſſe, und ob nicht eine einzige Stunde, die man in der Begeiſterung für das Höchſte zubringt, ein ſchöner Gewinn ſey? Aber dieſer Einwurf ſelbſt iſt ungegründet; denn der Affekt verdankt nur der erhöhten Thätigkeit der Vernunft ſein Daſeyn; und dieſe iſt durch die größere Ausbildung, die ſie bekommen hat, immer im Stande ihn ſelbſtthätig zu reproduciren.

Mit beſtändiger Ausſchließung alles Leidenſchaftlichen, und bei der Vorausſetzung, daß der Affekt mitgetheilt werden könne, werden wir nun hoffentlich, ohne alles Aergerniß, die Behauptung aufſtellen können,

nen, daß es Pflicht des Redners ſey, Affekt zu erregen. Geſetzt er thäte aus Grundſatz oder Unvermögen darauf Verzicht, ſo wird ſich ſeine Thätigkeit auf dasjenige beſchränken müſſen, was wir im erſten Buche dargeſtellt haben, nämlich auf den Erweis, daß ſeine beſondere Idee in der allgemeinen Idee des Zuhörers enthalten ſey, und daß dieſer, wenn er Pflicht, Tugend und Glück wolle, auch dieſe oder jene Handlungsweiſe, wozu dieſe Ideen führen, wollen müſſe. Was iſt aber damit ausgerichtet? So gut wie gar nichts. Freilich könnte es dabei ſein Bewenden haben, wenn im Menſchen, ſeiner Natur nach, Wiſſen, Wollen und Vollbringen Ein und derſelbe Akt wäre. Alsdann brauchte er nur zu wiſſen, daß er wollen ſoll, um zu wollen, und nur wollen, um zu vollbringen. So iſt es aber nicht. Es giebt ein kaltes Wiſſen, das kein Wollen erzeugt, es giebt ein ſchwaches Wollen, das nie ins Vollbringen übergeht. Wozu führt alſo dies kalte Wiſſen und dies ſchwache Wollen, und wie könnte es dem Redner genügen, es hervorzubringen? Eben weil etwas zu Stande kommen ſoll, das noch nicht ausgeführt iſt, weil er den Zuſtand des Staats und der Kirche verderbt oder doch unvollkommen findet, und ihn verändert wiſſen will, eben deshalb tritt er auf; dies iſt der Zweck, auf den

er hinarbeiten muß, wenn er nicht mit ſich in Widerſpruch ſtehen will; und erreicht er ihn nicht, ſo hat er umſonſt geſprochen. Damit er ihn aber erreiche, iſt es nothwendig, daß die Idee des Zuhörers bis zu einem ſolchen Grad der Lebendigkeit geſteigert werde, wo ſie ſogleich ins Handeln übergehen kann; denn jenes Aufbrauſen aller innerer Kräfte, welches wir Affekt nennen, bezeichnet den Augenblick, wo die Idee durchbricht und in die Wirklichkeit hervortritt. Wenn keinem Menſchen das Vermögen ethiſcher Ideen abzuſprechen iſt, und doch ſo wenige nach Ideen handeln, ſo kommt es nur daher, weil ihnen der Affekt fehlt, welcher eben der Ring iſt, der in der Kette menſchlicher Thätigkeit Wollen mit Vollbringen verbindet. Sogleich ſoll die Geſinnung hervorgebracht und der Entſchluß gefaßt werden, auf welche der Redner hinarbeitet, nicht nur wenn er vor dem Richter, vor Staatsbürgern, ſondern auch, wenn er vor einer chriſtlichen Verſammlung ſpricht. Denn geſchieht es nicht ſogleich, wann wird es geſchehn? Ein ander Mal? Warum aber aufſchieben, was an ſich gut iſt? Oder will man die Vernunft bloß aufklären und ausbilden, in der Ueberzeugung, daß ſich aus ihr alsdann von ſelbſt ein wohlgeordnetes Handeln entwickeln werde? Aber die Erfahrung beweiſet das

Gegentheil; ſie zeigt uns Männer von ſehr ausgebildeter Vernunft, die entweder gar nicht, oder ſchlecht handeln. Und wie iſt denn dies allmählige Ausbilden dem Redner möglich, dem ſich jetzt in dieſem Augenblicke ein Gemüth hingiebt, das vielleicht nie wieder in die Sphäre ſeiner Wirkſamkeit gerathen wird? Soll für ein ſolches denn gar nichts gethan werden, und wie lange ſoll es bei den ſtets ſich einfindenden Zuhörern dauern, bis ſich in ihnen von ſelbſt etwas entwickle? Ihre ethiſchen Ideen bringen ſie ja mit ſich; ſie ſind alſo jetzt eben ſo empfänglich für jede gute Wirkung, als ſie es mehrere Jahre ſpäter ſeyn werden; denn der Einzelne verändert ſich, die Maſſe im Ganzen iſt immer dieſelbe. Macht man dieſe Einwendung, ſo geht man von dem falſchen Grundſatz aus, daß man den Menſchen die Einſichten, die zum Handeln gehören, erſt mühſam beibringen müſſe; dieſer Mühe iſt man überhoben, da jeder das Vermögen ethiſcher Ideen beſitzt. Vielleicht giebt es auch beim Redner, wie beim Zuhörer, zuweilen eine gewiſſe Scheu vor dem Affekt, die ſich hinter jenen Einwendungen verbirgt, die aber nach dem Geſagten, wohl ſchwerlich für etwas Lobenswerthes gelten kann.

Fragt man, worin denn nun eigentlich das Geſchäft des Redners beſtehe, im Ueberzeugen oder im

Ueberreden, so gestehe ich, daß ich mich weder für das Eine, noch für das Andere bestimmt entscheiden kann, und daß es mir scheint, als sollte die Frage lieber gar nicht aufgeworfen werden, weil sie sich auf eine falsche Ansicht der Beredsamkeit gründet. Was das Ueberzeugen betrifft, so ist dies bei weitem nicht hinlänglich, wenn man darunter den Beweis versteht, daß die Idee des Redners in der Idee des Zuhörers enthalten sey. Dies ist aber wohl schwerlich die Bedeutung, die man dem Worte giebt; man denkt sich vielmehr dabei eine Demonstration, wodurch der ganze philosophische Zusammenhang der Vorstellungen des Redners dem Zuhörer eingeprägt werde, damit so eine einzelne That entstehen könne. Ein solches Ueberzeugen scheint mir unmöglich, und ich glaube, es ist dem besten Dialektiker noch nicht gelungen, einen Andern ganz auf seinen Standpunkt herüberzuziehn. Wäre es aber möglich, so würde ich es für unnütz ansehn, von den höchsten Principien alles Wissens und Wollens anzuheben, da man sich ganz unmittelbar und sicher an die ethischen Ideen halten kann. Auch wäre es höchst traurig, wenn man, um Jemand zu einer guten That zu bewegen, erst einen philosophischen Kursus mit ihm durchmachen müßte. Doch dies ist, wie ich glaube, hinlänglich im ersten Buche erläutert.

Das Ueberreden kann ich eben so wenig billigen, wenn man sich ein Verdrehen und Verdunkeln der Vorstellungen, und ein Erregen der Leidenschaften dabei denkt; zu diesem niedrigen Hülfsmittel wird kein tüchtiger Redner seine Zuflucht nehmen, und wir haben gezeigt, daß er dessen nicht bedarf. Kann aber Ueberzeugen das Erzeugen der Idee, und Ueberreden ihre Steigerung zum Affekt bedeuten, — was aber, wie ich glaube, der Sprachgebrauch nicht verstattet — so würde ich auf die obige Frage antworten: daß das Geschäft des Redners weder im Ueberzeugen, noch im Ueberreden allein bestehe; sondern daß sein Ueberzeugen überredend, und sein Ueberreden überzeugend seyn solle.

Drittes Kapitel.

Von den verschiedenen Arten der Affekte.

Ehe wir uns mit den Mitteln zur Erregung der Affekte beschäftigen, müssen wir diese letzteren, nach ihren verschiedenen Arten, kennen lernen. Der Affekt nämlich ist nicht immer derselbe; denn erstlich können die Ideen, die er begleitet, obgleich alle ethischer Na-

tur, dennoch sehr verschieden seyn; zweitens wechselt auch die Beschaffenheit sowohl des Subjekts worin die Idee erzeugt, als des Objekts worauf sie bezogen wird; so kann z. B. die Pflichtidee, in einem schuldigen oder unschuldigen Gemüthe erzeugt, auf einen schuldigen oder unschuldigen Menschen angewendet werden; und in so ungleichen Verhältnissen muß auch der aus ihrer Belebung entstehende Affekt eine verschiedene Farbe annehmen. Endlich drittens, können auch mehrere, an sich verschiedene Affekte zusammenschmelzen, und durch ihre Vereinigung einen dritten bilden. Diese Kenntniß scheint uns nothwendig, weil sich nur durch sie beurtheilen läßt, ob die Mittel zur Erregung der Affekte, die wir angeben werden, hinreichend und zulänglich sind, oder nicht. Dann werden wir auch dadurch in Stand gesetzt, die Affekte von den Leidenschaften besser zu unterscheiden, eine Sonderung, auf die ich das größte Gewicht lege, weil nur durch sie die Beredsamkeit in den ihrer würdigen Rang wieder eingesetzt werden kann. Zwar entgeht es mir nicht, daß ich mich hier auf das gefahrvolle Gebiet der sogenannten Psychologie begebe, von welchem vielleicht so manche Trümmer verunglückter Unternehmungen zurückschrecken sollten; doch der sichere Leitfaden, mit dem ich es betrete, wird mich vielleicht

vor einem ähnlichen Unglück bewahren. Freilich kann in der Psychologie nichts geleistet werden, wenn man die Beobachtung seiner selbst und Anderer, woraus man ihre Wahrheiten schöpft, aufs Gerathewohl, ohne leitende Principien anstellt. Hier aber haben wir etwas Festes, Allgemeines und Sicheres, die ethischen Ideen, die wir nur in die unteren Regionen des menschlichen Gemüths hinunterführen, um zu bemerken, was aus ihrem Zusammenschlagen mit den natürlichen Gefühlen und den verschiedenen Zuständen des Menschen, weiter entstehen werde. Auf diese, oder eine ähnliche Weise, wäre es vielleicht nicht unmöglich, alle so verschieden im Gemüthe durcheinander laufenden Regungen, die noch keine sogenannte Erfahrungs-Seelenlehre geordnet hat, befriedigend zu sondern und zu bezeichnen. Doch was wir hier im Stande sind zu leisten, kann nur als eine geringe Mitwirkung zu einem solchen Unternehmen angesehen werden.

Was nun zuerst die Pflichtidee betrifft, so muß der Zustand eines Menschen, den sie belebt, erwärmt, und der sie mit allen Kräften wirklich zu machen strebt, als ein besonderer Affekt bemerkt werden. Man nennt ihn Eifer, und er ist natürlich in dem am stärksten, der in dem Gesetz, dem er mit Liebe gehorcht, ein wahrhaft göttliches sieht; dem Grade nach schwächer,

doch nicht verſchiedener Art, iſt er in dem Gemüthe, das ſein Geſetz lediglich vom Staate bekommt, oder ſich ſelbſt zu geben glaubt. Strebt es aber nicht nach dem Realiſiren einer Idee, ſondern nach dem Beſitz eines äußeren Gutes, ſo artet ſein Eifer, der erſt Affekt war, in Leidenſchaft aus, und könnte nun ſehr bezeichnend Eiferſucht genannt werden, wenn das Wort nicht ſchon für einen andern Sinn geſtempelt wäre. Iſt die Pflichtidee eine Zeitlang in einem Gemüthe unterdrückt geweſen, und gelangt ſie darin wieder zur Herrſchaft, ſo erzeugt ſie in Beziehung auf den fehlerhaften Zuſtand, worin es ſich befunden, Schaam und Reue, deren Lebhaftigkeit, wie die des Eifers, nach der Beziehung wächſt und fällt, worin die Pflicht gedacht wird, und die ebenfalls aufhören würden, reine Affekte zu ſeyn, wenn man ſich, anſtatt der Verſäumniß der Pflicht, die Nichtbenutzung einer günſtigen Gelegenheit und eines irdiſchen Vortheils vorwürfe. Eben dieſe bei einem Andern bemerkte Verſchiedenheit deſſen, was er thut, und deſſen, was er thun ſollte, erregt in verſchiedenen Graden den Zorn, der, um ein reiner Affekt zu bleiben, nie weiter gehen darf, als bis zur Wegwünſchung einer ſchlechten That, und der zur Leidenſchaft wird, ſobald er ſich auf die Perſon des Thäters wirft.

Die Tugendidee, wenn ſie ihr Ideal in Gott, in Chriſtus, oder die Annäherung dazu in einem würdigen Menſchen betrachtet, wird durch den ſich ihr beigeſellenden Affekt, Liebe, Freundſchaft, Achtung, Wohlwollen, Nacheiferung, Bewunderung, lauter Ausdrücke, von denen ſchon der gewöhnliche Sprachgebrauch jeden Nebenbegriff von Leidenſchaftlichkeit entfernt hat. Nur unter Liebe verſteht man nicht immer einen Affekt, den die Tugendidee für einen Gegenſtand erzeugt, in dem ſie ſich ganz oder zum Theil realiſirt erblickt, ſondern auch öfters ein leidenſchaftliches Begehren deſſen, was reizt. Liebe, als Affekt, hat die Gottheit zu ihrem höchſten Gegenſtande, mit der ſie ſich zu vereinigen und zu verſchmelzen ſtrebt, und kann nur dann auf ein menſchliches Weſen übergehn, wenn in dieſem etwas Göttliches offenbar wird. Alsdann iſt ſie vollkommner als Freundſchaft, weil ſie die ganze Individualität verehrend anerkennt, da hingegen die Freundſchaft nur durch die Schätzung gewiſſer beſonderer, vornehmlich moraliſcher Eigenſchaften, erzeugt wird. Doch ſo wie die Liebe nach einer fortdauernden Vereinigung ſtrebt, ſo liegt auch in der Freundſchaft der Wunſch eines gemeinſamen Wirkens; fällt dieſer weg, ſo bleibt Achtung, welche Wohlwollen genannt wird, wenn ſie

von dem Triebe begleitet wird, ſich durch Zuwendung irdiſcher Vortheile zu offenbaren. Nacheiferung iſt von Liebe und Freundſchaft unzertrennlich, und ſie entſteht überhaupt in einem Gemüthe, das von der Tugendidee durchdrungen iſt, wenn es ſein Ideal in einem andern Weſen vollkommner als in ſich ſelbſt verwirklicht ſieht. Bewunderung iſt das affektvolle Anerkennen einer fremden Virtuoſität, wenn ſie uns unerreichbar, oder doch von unſerm Ideal ſo entfernt ſcheint, daß wir nicht danach ſtreben könnten, ohne uns ſelbſt zu entſagen. So bewundert der Held den Dichter, und der Dichter den Helden, weil jeder von beiden ein beſchränktes, und dem Andern immer fremd bleibendes Ideal verfolgt. Niemand aber bewundert weder die unſichtbare, noch die in Chriſto ſichtbar gewordene Gottheit, eben weil ihre Vollkommenheit ohne Schranken, und folglich einem Jeden zugänglich iſt. Den Affekt der Verachtung und Geringſchätzung erzeugt die Tugendidee gegen Diejenigen, denen ſie gänzlich zu mangeln ſcheint; doch trifft Geringſchätzung ſchon die Abweſenheit des ſtaatsbürgerlichen Verdienſtes. Die Verachtung iſt ein ſehr herber, und folglich unvollkommner Affekt; nur Derjenige fühlt ſie, der auf einem untergeordneten Standpunkt ſteht, und der eigene Schöpfer ſeiner Tugend zu ſeyn

glaubt. Wer überzeugt iſt, daß er ſie, ohne ſein Verdienſt, von Gott erhalten hat, der wird gegen den Sünder mehr zum Mitleid, als zur Verachtung aufgelegt ſeyn.

Endlich drittens geſellen ſich zur Glücksidee folgende Affekte: Sehnſucht nach dem höchſten Gute, Hoffnung es zu erreichen, Dankbarkeit gegen den, welcher zu deſſen Erlangung behülflich iſt, Mitleid mit den Verirrten, die gar nicht, oder auf falſchem Wege danach ſtreben, Furcht vor allem wodurch es uns geraubt werden könnte, und Abſcheu gegen das Böſe in uns ſelbſt, als den ſchlimmſten Feind unſers wahren Glücks. Doch um dieſe Affekte rein zu erhalten, muß die Glücksidee in ihrer größten Reinheit gedacht werden, und eben weil dies ſelten geſchieht, ſo grenzen hier die Affekte mit den Leidenſchaften ſo nah zuſammen. Schon Derjenige, welcher auf dem bloß moraliſchen Standpunkte ſteht, und ſein Glück in einer ungehinderten Thätigkeit ſucht, wird gegen Alle, die ihm entgegen ſtehn, einen nicht ganz lautern Unwillen ſpüren. Am leichteſten ſchweifen aber dieſe Affekte da aus, wo die Glücksidee, auf politiſche Verhältniſſe angewendet, nach der Wohlfahrt des Staates ſtrebt. So lange für die Beförderer dieſer Wohlfahrt nur Enthuſiasmus, für die Störer der-

ſelben nur Unwille gefühlt wird, bleiben dies ſchöne und achtungswerthe Affekte; ſehr leicht aber entſteht anſtatt des Enthuſiasmus, blinde Anbetung, und ſtatt des Unwillens, der wüthendſte Haß; und dieſe politiſchen Leidenſchaften, die eine große Verdunkelung der Idee vorausſetzen, ſind um ſo ſchrecklicher, weil es einem jeden leicht wird, ſein eigennütziges Streben durch den Schein einer patriotiſchen Geſinnung vor ſich und Anderen zu rechtfertigen. Eben ſo iſt auch die Feindſchaft gegen den, welcher uns irgend einen Schaden zugefügt hat, nie ein Affekt, ſondern immer eine Leidenſchaft. Dies gilt auch vom Neid, worin ſich das Mißgönnen des Glücks mit dem Haß gegen den verbindet, der es beſitzt. Ja ſelbſt das Mitleiden hat etwas Leidenſchaftliches, wenn man den Unglücklichen nicht um ſein ſelbſt willen, ſondern der leiſen Ahndung wegen beklagt, daß man ſich ſelbſt bald in ſeiner Lage befinden könnte. Ein wahrer Affekt iſt es nur, wenn es, wie wir ſchon früher geſagt haben, aus der in uns wohnenden reinen Glücksidee entſpringt, die wir im Streben eines Andern gänzlich vermiſſen, oder wenn durch das Hinzukommen der Rechts- und der Tugendidee das Gefühl für das Elend erhöht und veredelt wird, wie dies beim Anblick eines unſchuldig Gekränkten, oder eines Menſchen, der durch

seine hohen Eigenschaften ein besseres Schicksal verdiente, der Fall ist. So wie der Anblick eines unschuldig Gekränkten das erhöhte affektvolle Mitleid hervorbringt, so erzeugt der Anblick des glücklichen Lasters die Entrüstung *), die wie jenes ein vermischter Affekt ist, und durch die Verbindung der Rechts- und Glücksidee entspringt.

Aristoteles, der im Eingang zu seiner Rhetorik die Erregung der Leidenschaften verdammt, später aber, unfähig eine selbstständige Ansicht durchzuführen, sich zu dem einmal Bestehenden bequemt, behandelt dieses Kapitel mit großer Vorliebe, und der ihm eigenen Genauigkeit in Aufzählung des Einzelnen. Er nimmt elf Leidenschaften an: Zorn, Milde, Liebe, Haß, Furcht, Schaam, Wohlwollen, Entrüstung, Mitleid, Neid, Nacheiferung. Es fällt in die Augen, wie hier die ungleichartigsten Dinge, z. B. das niedrige Laster des Neides, mit dem edlen Streben der Nacheiferung zusammengeworfen sind, und wie nothwendig es folglich sey, Affekt und Leidenschaft zu unterscheiden. Auch bemerke man, daß dies Verzeichniß nicht reichhaltiger ist als das unsrige, und daß wir folglich, um wirkliche Erscheinungen syste-

*) Nemesis.

matiſch zu ordnen, nicht erſt gezwungen worden ſind, ſie zu verſtümmeln.

Anhang.

Vom Scherz.

Fordert man mit Recht vom Redner, daß er im Stande ſeyn ſolle, Affekt zu erregen, ſo möchte man auch vielleicht von ihm verlangen, daß er den Scherz in ſeiner Gewalt habe. Scherz iſt nämlich die Aufhebung des Affekts; es iſt die Richtung eines Gemüthes, das, anſtatt von dem Heiligſten und Wichtigſten fortgeriſſen zu werden, es zum Gegenſtand ſeiner Reflexion macht, und ſich an den ſcheinbaren Widerſprüchen und Kontraſten, die darin enthalten ſeyn mögen, ergötzt. Viel ſicherer iſt noch ſein Spiel, wenn er gegen eine Leidenſchaft gerichtet iſt, die ihm ſtets unzählige Blößen giebt, und die immer gedämpft und gemäßigt wird, ſobald er die Oberhand gewinnt. Es möchte alſo ſcheinen, als ſey die Waffe des Scherzes dem Redner nothwendig, zwar nicht zum Angriff, doch zur Vertheidigung gegen eine ihm widerſtrebende Leidenſchaft oder einen Affekt, den ſein Gegner erregt

hat. Dies iſt, unter vielen ſeichten Gründen, der einzige nicht ganz zu verwerfende, den Cicero für den Scherz in der Beredſamkeit anführt *). Und es kann in der That nicht geleugnet werden, daß ein wohlangebrachter ſcherzhafter Einfall da von großer Wirkung iſt, wo es bloß darauf ankommt, eine Verwirrung zu löſen, ſich ſchnell aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu helfen, und eine Angelegenheit kurz abzumachen, zumal wenn ſie ſich in den niederen Regionen der menſchlichen Geſellſchaft bewegt, und für Niemand eine beſondere Wichtigkeit haben kann. Doch wo man die Erregung eines großen und gewaltig treibenden Affektes zur Abſicht hat, da kann der Scherz, ſo geſchickt man ihn auch anbringt, immer nur von nachtheiliger Wirkung ſeyn. Er wird freilich die Gründe des Gegners entkräften, und das von ihm angezündete Feuer löſchen; dadurch aber wird der Zuhörer in einen gleichgültigen, affektloſen Zuſtand verſetzt, wo er ſich mehr zur Reflexion als zur Thätigkeit aufgelegt fühlt. Und dahin ſollte es ein Redner niemals kommen laſſen; denn, indem er ſo den Affekt zerſtört, welchen ſein Gegner hervorgebracht hat, hebt

*) Quod frangit adversarium, quod impedit, quod elevat, quod deterret, quod refutat. De Oratore II. 58.

er ja auch zu gleicher Zeit denjenigen auf, der von ihm selbst schon bewirkt war, und er muß nach einer so störenden Unterbrechung sein ganzes Geschäft wieder von vorn anfangen. Die Einmischung des Scherzes ist also eines wahren Redners unwürdig; und auf seiner rechten Höhe, scheint es mir, befindet er sich nur dann, wenn er den ihm entgegenstrebenden Affekt, ohne ihn zu zerstören, mit verdoppelter Gewalt auf den Gegner zurückwirft; so folgt, mit Ausschließung des abkühlenden Zwischenspiels, Affekt auf Affekt, und der letztere wird durch den Kontrast mit dem vorhergehenden verstärkt. Wer im Bewußtseyn einer guten Sache spricht, und die ganze Gewalt der ethischen Ideen für sich anwenden kann, dem wird es auch nicht schwerer, ja leichter seyn, ein falsches ihm ungünstiges Gefühl plötzlich ganz umzuwandeln, als erst alles Gefühl zu tödten, und dann von neuem für sich zu begeistern.

Um recht inne zu werden, wie fremd der Scherz der Beredsamkeit sey, betrachte man die kirchliche, und frage sich, wie hier, mitten in einer erbaulichen Rede, ein scherzhafter Einfall, z. B. gegen einen Gegner der Religion, wirken würde. Müßte er nicht den ganzen Eindruck der Rede so zerstören, daß auch gar nicht wieder daran zu denken wäre ihn zu erneuen?

Von

Von ähnlicher Wirkung ist er nun auch in der politischen Beredsamkeit, obgleich minder gefährlich, wegen des nicht so schneidenden Kontrastes mit dem Uebrigen. Aufbaun ist überhaupt das eigentliche Geschäft des Redners; er kann sich also mit dem Zerstören nur im Vorbeigehn befassen.

Der Hang und die Anlage zum Scherze, waren in dem ernsten, von großen Affekten beherrschten Gemüthe des Demosthenes sehr gering, während sie bei Cicero hervorstechende Eigenschaften waren; und dieser gefällt sich sehr in der Ausübung dieses Talentes, das seiner Eitelkeit schmeichelte, während in den Reden des Demosthenes keine Spuren davon anzutreffen sind, ob er gleich selbst von den witzigen Einfällen seiner Zeitgenossen oft geneckt wurde. Quinctilian, der überhaupt für seinen Landsmann mehr als er sollte eingenommen ist, stellt ihn in dieser Rücksicht über den Demosthenes: ein durchaus falsches Urtheil, da er ihn wegen einer Eigenschaft lobt, die eher Tadel verdiente. Cicero ist vielleicht in den Stellen, wo er seine Gegner mit Scherz überschüttet, für den modernen Leser sehr ergötzend; man sehe aber nur wie Demosthenes seinen Feind mit ernster Heftigkeit widerlegt, mit welcher Geschicklichkeit er die Vertheidigung in einen Angriff verwandelt, und den vernichte-

ten Vorwurf seinem Gegner als Anklage zurückschleudert, und frage sich, welches Verfahren zweckmäßiger, würdiger, tugendhafter sey?

Viertes Kapitel.

Wie der Affekt erregt werde; oder von der rhetorischen Darstellung.

Die wichtige Untersuchung, durch welche Mittel der Affekt erregt werden könne, scheint hinlänglich vorbereitet durch das Bisherige, worin wir die sittliche Würde dieses Seelenzustandes, und die Pflicht des Redners ihn hervorzubringen, erwiesen haben. Wir handeln nicht von der Erregung der Leidenschaften, eine Materie die nur in einer solchen Rhetorik einen Platz einnehmen kann, welche nach gänzlich falschen, oder doch unvollkommenen Grundsätzen construirt ist. Aristoteles ertheilt über diesen Gegenstand eine Belehrung, die an Vollständigkeit, und an der Fülle richtiger und feiner Bemerkungen, schwerlich übertroffen werden kann. Doch läuft Alles so ziemlich darauf hinaus, daß jede Leidenschaft ihr Objekt hat, wodurch sie erregt werden kann, wenn es mit recht leb-

haften Farben ausgemalt, und ſichtlich vor die Augen hingeſtellt wird. Ein wenig Einbildungskraft, und ſogenannte Menſchenkenntniß, mit einem geſchmeidigen Charakter oder einem böſen Willen gepaart, iſt oft hinreichend, um in einer ſolchen Praxis glücklich zu ſeyn. Es iſt dazu nicht einmal nothwendig, daß man die Leidenſchaft, die man entflammen will, ſelbſt fühle; ja dies könnte vielmehr hinderlich ſeyn, weil es die Beſonnenheit rauben würde. Wir geſtehen übrigens, daß es unter manchen Umſtänden und bei gewiſſen Charakteren viel leichter ſeyn mag, eine Leidenſchaft auflodern zu laſſen, als einen Affekt hervorzubringen; ja daß jenes im Vergleich mit dieſem oft nur ein Kinderſpiel iſt. Aber von der Unſittlichkeit eines ſolchen Verfahrens abgeſehn, iſt es auch, zur Erreichung einer rhetoriſchen Abſicht, ein höchſt unſicheres und trügliches Mittel, wie wir ſchon früher gezeigt haben; ſo daß Klugheit, die mit Pflicht Hand in Hand geht, die Wirkſamkeit des Redners auf Erzeugung der Ideen, und deren Belebung zum Affekte, beſchränkt.

Während nun ein Leidenſchaftsloſer das Auflodern einer Leidenſchaft befördern kann, ſo iſt im Gegentheil die Erregung des Affektes nur Demjenigen möglich, welcher ſelbſt davon belebt und durchdrungen iſt. Denn es kommt hier nicht darauf an, ein Gemüth

für die Reize eines äußern Objektes empfänglich zu machen, wozu es nicht nothwendig erforderlich ist, daß man selbst von diesem Gegenstande eingenommen sey; sondern darauf, etwas im Innern Erzeugtes in einen Andern überzutragen, welches nur in dem Maaße gelingen kann, als man das Hervorzubringende selbst besitzt. Ferner ist so viel ausgemacht, daß im Gemüthe des Redners der Affekt aufs Innigste mit der Idee zusammenhängt, und daß er nur als eine Wirkung derselben, wie sie sich mehr ausbildete und entwickelte, entstanden ist. Eben so kann er nun auch im Gemüthe des Zuhörers nie durch Mittel die außerhalb der Idee liegen, sondern immer nur durch die Idee selbst und ihre Darstellung erzeugt werden. Nur wenn es dem Redner gelingt, den in ihm lebenden und schaffenden Gedanken dem Zuhörer in einem gleichen Grade von Kraft und Klarheit beizubringen, nur dann wird er in Beiden mit gleicher Gewalt zur Thätigkeit hinausstreben, d. h. von demselben Affekt begleitet seyn. Können wir also eine besondere und eigenthümliche Darstellungsart auffinden, durch welche eine ethische Idee nach und nach zu ihrer ganzen Vollständigkeit im Gemüthe eines Andern erhoben wird, so werden wir die Mittel zur Erregung des Affekts entdeckt haben. Ich sage eine besondere und eigen-

thümliche, und wiederhole, weil es an dieſer Stelle beſonders in die Augen ſpringt, daß es weder eine philoſophiſche, noch eine poetiſche ſeyn darf. Denn wenn auch Philoſophie, Ideen an ſich, Poeſie, eine Idee in einer ſinnlichen Hülle darſtellt, ſo ſtrebt doch keine derſelben nach Erregung eines Affektes, woraus eine plötzliche Umwandelung, ſey's des inneren Zuſtandes eines Menſchen, ſey's des äußeren Zuſtandes der menſchlichen Geſellſchaft, hervorgehn kann; und erfolgt auch etwas dem Aehnliches, ſo hat die Abſicht es zu erreichen, doch bei einer reinen und vollkommenen philoſophiſchen und poetiſchen Darſtellung keinen Einfluß auf dieſelbe ausgeübt. Die rhetoriſche Darſtellung aber hat die Erregung des Affektes zu ihrem eigenthümlichen Ziel und Endzweck, und ich behaupte, daß dies der einzige Geſichtspunkt ſey, von dem man ausgehen könne, wenn man ihre Regeln und Geſetze zuſammenhängend und ſyſtematiſch ableiten will. Nachdem wir alſo im erſten Buche von dem Entwurf und der Eintheilung gehandelt, werden wir jetzt verſuchen, in die Geheimniſſe der retoriſchen Kompoſition tiefer einzudringen.

Sehr mißlich würde es um unſer Vorhaben ſtehen, die Theorie der Beredſamkeit auf ethiſche Principien zurückzuführen, wenn wir uns genöthigt ſähen,

die bisher betretene Bahn zu verlaſſen, und die auf Erregung des Affektes abzweckenden Geſetze der rhetoriſchen Darſtellung, aus einem andern Gebiete als dem ethiſchen herzuholen, etwa aus einer neu erſonnenen Theorie des Schönen und Erhabenen, die wir als ein kleines Nebengebäude mit dem bisher errichteten verbänden, oder gar aus der Theorie der Empfindungen, und einigen höchſt klugen und verſchmitzten Erfahrungsſätzen, wie auf das menſchliche Gemüth zu wirken ſey. In ſolcher verzweiflungsvollen Lage befinden wir uns aber keinesweges, ſondern wir nehmen unſre Unterſuchung gerade da wieder auf, wo wir ſie gelaſſen hatten, um einige ſich uns darbietende Gegenſtände nach den ſchon feſtgeſetzten Principien aufzuklären, und fahren fort in der Deduction der Geſetze, nach denen ein freies Weſen auf andre freie Weſen wirken kann. Das erſte hieß: der Redner ſoll ſeine beſondere Idee den allgemeinen und nothwendigen Ideen ſeiner Zuhörer unterordnen; und darauf war alles gebaut, was wir bisher entwickelt haben. Es liegt uns jetzt ob, die weiteren, in einem ſolchen Verhältniſſe zu beobachtenden Geſetze aufzuſtellen, und zu zeigen, wie ſie, und nur ſie allein, die beſten, einzigen Mittel zur Erreichung des Zieles ſind, das

ſich der Redner nothwendig vorſtecken muß, nämlich zur Hervorbringung des Affektes.

Wer alſo als ein freies Weſen auf andere freie Weſen wirken will, und ſeine Idee mit ihren angebornen und nothwendigen Ideen ſchon in Uebereinſtimmung gebracht hat, der ſoll erſtlich ſeine Handlungsweiſe den jedesmal obwaltenden Umſtänden und Verhältniſſen genau anpaſſen. Er ſoll zweitens, bei aller Rückſicht auf die Lage worin er ſich befindet, bei aller Bekämpfung oder Umgehung der Hinderniſſe die er auf ſeinem Wege antrifft, doch in einem beſtändigen, unaufhaltſamen Fortſchreiten begriffen ſeyn und bleiben. Da aber drittens durch dieſe vordringende Bewegung das ganze Verhältniß in jedem Augenblick wechſelt und eine andere Geſtalt annimmt, ſo ſoll auch er jeden Moment ſeiner Wirkſamkeit durch eine beſondere Form und Geſtalt auszeichnen; und wie das Ganze ſeiner Handlungsweiſe dem Verhältniſſe, das er vorfand, angemeſſen war, ſo ſoll ein jeder ſeiner Schritte, mit den von ihm ſelbſt hervorgebrachten Veränderungen, in Uebereinſtimmung ſeyn.

Dieſe drei Geſetze, von denen wir das erſte, das der Angemeſſenheit, das zweite, das des ſtetigen Fortſchreitens, das dritte, das der Lebendigkeit, nennen,

werden wir nun zu erörtern, und als Mittel zur Erregung des Affektes auf die Beredsamkeit anzuwenden suchen.

Fünftes Kapitel.

Von der Angemessenheit.

Es ist keine Klugheitsregel, es ist ein ethisches Gesetz, daß unser Wirken auf Andere, den Umständen unter denen es unternommen wird, angemessen seyn soll. Diese Umstände sind nichts anders als unsre Verhältnisse, welche wiederum nur durch die Persönlichkeit der Menschen und durch alles, was wir mit in dieselbe hereinziehen, bestimmt werden. Nun fordert aber ein Jeder, daß seine Persönlichkeit respektirt werde, und wenn er auch anerkennt, daß sie Veränderungen erleiden könne und müsse, so verlangt er doch, daß sie nicht in Unterdrückung, sondern in Veredlung und Ausbildung des Vorhandenen bestehen. Da dies eine Forderung ist, die ein Jeglicher macht, und da es ein sittliches Gesetz ist, unsre Ansprüche mit denen der Andern so zu vermitteln, daß sie nebeneinander bestehn können, so legt uns dasselbe Gesetz auch

die Verbindlichkeit auf, ihre Persönlichkeit zu respektiren, d. h. uns in unsrer Handlungsweise nach den Verhältnissen und Umständen zu bequemen. Denn dadurch daß wir eine Idee zu verwirklichen suchen, machen wir unsre Persönlichkeit gelten; damit dies aber nicht auf Unkosten und durch Unterdrückung der Persönlichkeit Anderer geschehe, so muß, durch das genaueste Anschmiegen an dieselbe, das Uebergewicht, welches wir zu erlangen streben, gemildert und vergütet werden. Daher entstand die erste Pflicht, unsre Ideen mit den ihrigen zu verschmelzen; daher entsteht jetzt die zweite, mit Behauptung unsrer Persönlichkeit, die ihrige anzuerkennen, und in Alles, was zu derselben gerechnet werden kann, mit der größten Sorgfalt einzudringen. Da aber, nach unsrer früheren Behauptung, die höchste Tugend auch die höchste Klugheit ist, so wird diese sittliche Angemessenheit des Wirkens, das sicherste Mittel und die nothwendige Bedingung zu einem glücklichen Erfolge seyn. Sie ist es, durch welche sich, der im höhern und bessern Sinne des Worts praktische Mensch auszeichnet; und wenn sein Handeln fortdauernd diese Eigenschaft behält, und dadurch nie vergeblich ist, so sollte man, wenn man ihm Klugheit zuschreibt, doch auch die sittliche Quelle derselben nicht verkennen. Es giebt solche Männer,

die auf den erſten Anblick Zutrauen einflößen, weil ſie eine vorzügliche Perſönlichkeit mit Würde behaupten, und mit Beſcheidenheit darſtellen, indem ſie zugleich der Perſönlichkeit eines jeden Andern ihr volles Recht widerfahren laſſen. Kaum haben ſie die Leitung einer ſchwierigen Angelegenheit übernommen, ſo verſchwinden alle Hinderniſſe und aller Widerſtand, weil ſich ein Jeder, indem er ſie handeln ſieht, bald überzeugt, daß ihr Wirken nur zu ſeinem Beſten ausſchlagen könne. Sie ſind es, die das geſellige Leben regieren und leiten; und von einem ſolchen Bilde muß man ausgehn, wenn man ſich vom Eigenthümlichen des Redners eine recht lebendige Anſchauung verſchaffen will. Dagegen giebt es Perſonen, die immer bereit und begierig ſind, etwas Gutes zu wirken, die aber, weil ſie jedesmal ihre Vorſchläge zur unrechten Zeit anbringen, und nicht fähig ſind, ſie der Eigenthümlichkeit Derjenigen, mit denen ſie zu thun haben, anzupaſſen, auch jedesmal mit ihren Planen und Entwürfen ſcheitern: gute Menſchen, wenn man will, doch ohne Zweifel Menſchen, die einer höheren ſittlichen Ausbildung bedürften. Sie ſind die wahren unrhetoriſchen Naturen, recht geeignet, das, was der Redner nicht ſeyn ſoll, deutlich und klar vor die Augen zu ſtellen.

Wie für alles moraliſche Handeln, gilt das Geſetz der Angemeſſenheit nun auch für das rhetoriſche, und giebt ihm, wenn es darnach gebildet wird, gewiſſe Eigenſchaften, die ethiſchen Urſprunges ſind, und die zugleich als die beſten Mittel zur Erregung des Affektes angeſehn werden können.

Zuerſt wird eine den Verhältniſſen angemeſſene Rede, dergeſtalt auf die Faſſungskraft der Zuhörer berechnet ſeyn, daß ſie dieſelbe weder zu ſehr anſtrenge, noch zu unbeſchäftigt laſſe. Denn die Faſſungskraft iſt von den Kenntniſſen und der geiſtigen Bildung des Zuhörers abhängig, mit denen ſie einen Theil, und zwar einen ſehr weſentlichen ſeiner Perſönlichkeit ausmacht, die vom Redner reſpektirt werden ſoll, und die er auf eine nicht zu entſchuldigende Art beleidigen würde, wenn er ihn durch die zu große Dunkelheit, oder die zu große Deutlichkeit ſeines Vortrages ermüdete. Und da ihm zur Vermeidung dieſer beiden Fehler eine ſehr genaue Kenntniß ſeines Publikums nothwendig iſt, die er ohne ein fleißiges Studium deſſelben nicht erwerben kann, ſo wird von ihm, als eine Pflicht gefordert, daß er ſich dieſem Studium unterziehe; widrigenfalls würde ihn eben der Tadel treffen, welchen Derjenige auf ſich ladet, der ein Geſchäft übernimmt, und verſäumt, ſich die dazu

nöthigen Kenntniſſe zu erwerben. Freilich iſt, ſelbſt bei derſelben Klaſſe von Zuhörern, der Bildungsgrad eines jeden verſchieden; doch wird ſich leicht ein mittlerer Durchſchnitt annehmen, und daraus, wenn ich ſo ſagen darf, ein allgemeiner oder normaler Zuhörer bilden laſſen; und dieſes Bild, wenn man es ſich ſtets gegenwärtig erhält, und alles, was man zu ſagen hat, an daſſelbe richtet, wird vor den zweien bezeichneten Abwegen bewahren.

Wenn ein Redner nicht im Stande iſt, ſein Publikum richtig zu beurtheilen, oder die Aufmerkſamkeit deſſelben auf eine angemeſſene Weiſe zu beſchäftigen, ſo kann dies nicht als ein natürlicher Mangel angeſehn, und etwa bloß bemitleidet werden, ſondern es kommt als ein ſittlich fehlerhafter Zuſtand in Betracht, denn er hätte ſeine Unzulänglichkeit bemerken, und eine Thätigkeit aufgeben ſollen, welcher er nicht gewachſen war; zumal da er gewiß in den mehreſten Fällen dasjenige, was ihm an natürlichen Talenten abging, durch ausdauernden Fleiß hätte erſetzen können. Ja ſelbſt bei dem größten natürlichen Talent wird es ihm ſtets unmöglich bleiben, den Ideenkreis gebildeter Zuhörer zu beurtheilen, und ſeine Vorſtellungen den ihrigen anzubequemen, wenn er nicht wiſſenſchaftliche und gelehrte Bildung beſitzt; dieſe ſoll

er ſich alſo erwerben; Unwiſſenheit iſt bei ihm als eine Charakterſchwäche anzuſehn, und als eine ſolche mit einer ſittlichen Verdammniß zu belegen; wo ſich denn abermals zeigt, wie bei dem Redner die Thätigkeit aller Geiſteskräfte unter ſittlicher Leitung ſteht.

In der Erwerbung gelehrter und wiſſenſchaftlicher Bildung ſind ihm nun zwar durchaus keine Grenzen zu ſetzen; er gehe darin ſo weit er mag und kann, halte gleichen Schritt mit ſeinem Zeitalter, oder eile ihm zuvor; nur vergeſſe er nie, daß Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, für ihn, als Redner, nur Mittel, nicht Zweck ſind, und daß er die Darſtellung deſſen, was er in dieſen Fächern ſich zu eigen gemacht hat, nicht an die Stelle der ſittlichen Ideen, die er vortragen ſoll, ſetzen darf. Dies wäre ſchon an ſich eine unſittliche Eitelkeit; auch würde es ihn die Faſſungskraft der Zuhörer ganz aus den Augen verlieren, und oft Sachen vortragen laſſen, die die Aufmerkſamkeit ſeines Publikums vergeblich ermüden, oder nur dunkele Bilder anſtatt deutlicher Begriffe erwecken würden: und dieſes war die zweite, und wie es ſich gezeigt hat, ebenfalls ſittliche Verirrung, welche das Geſetz der Angemeſſenheit in Beziehung auf die Faſſungskraft des Zuhörers verbot.

In dieſer Angemeſſenheit der Rede zur Faſſungs-

kraft des Zuhörers, die, wie wir geſehen haben, ethiſchen Urſprunges iſt, finden wir nun auch das erſte Mittel zur Erregung des Affektes. Damit der Zuhörer bewegt werde, an einer Reihe von Vorſtellungen Antheil zu nehmen, iſt durchaus nothwendig, daß die Thätigkeit, die man von ihm verlangt, nicht ermüdend ſey; in dieſem Falle würde er ihrer bald überdrüßig werden, und ſich einer Unthätigkeit hingeben, die alle ferneren Bemühungen des Redners fruchtlos machte. Und hätte er auch den guten Willen, einem Vortrage, der ihn durch ſeine Dunkelheit auf die Folter ſpannt, aufmerkſam zu folgen, ſo wird die zu große Anſtrengung der Faſſungskraft, auf Einbildungskraft und Gefühl ertödtend zurückwirken, und die Erregung derſelben unmöglich machen. Wie durch die zu große Dunkelheit, erlahmt die Aufmerkſamkeit aber auch durch die zu große Deutlichkeit deſſen, was ihr dargeboten wird, und die zarteren Regungen des Affektes werden immer verſchmähen auf das Geheiß eines Mannes zu erwachen, der nicht einmal den Verſtand befriedigen konnte.

Hier muß ich den Einwurf befürchten, daß Derjenige, welcher klug genug iſt, die eben vorgetragenen Bemerkungen zu machen, nun auch weiter nichts bedürfe, als eben dieſelbe Klugheit, um ſich darnach

zu richten, und um ſeiner Rede das rechte Verhältniß zur Faſſungskraft des Zuhörers zu geben, ſo daß die ethiſchen Eigenſchaften des Redners hierbei ganz außer dem Spiele blieben. Es mag ſich auch in Athen und in Rom mit manchem Demagogen wirklich ſo verhalten haben; doch würde ein ſolches Beiſpiel hier nichts beweiſen; denn wer dort etwas Unverſtändliches vorgebracht hätte, den würde das Hohngelächter ſeiner ungeduldigen Zuhörer gewiß ſogleich von der Rednerbühne hinunter getrieben haben. In dieſem Verhältniß alſo, wo die Nothwendigkeit jene Regel zu befolgen ſo laut und dringend ſprach, konnte man vielleicht der ſonſt dazu erforderlichen ſittlichen Eigenſchaften entrathen; aber daraus, daß ein ſchlechter Menſch durch höchſt dringende Umſtände zu einem gewiſſen Verfahren gezwungen werden kann, läßt ſich nicht ſchließen, daß dieſes Verfahren nicht ethiſcher Natur ſey, und daß es bei völliger Freiheit dem Schlechten ſowohl wie dem Guten gelingen könne. Denn man betrachte nur den geiſtlichen Redner in unſern Zeiten, deſſen Verhältniß zu ſeinen Zuhörern bei weitem ungebundener iſt, indem ihre Rückwirkung auf ihn, nie auf eine ſo beleidigende Art erfolgen darf; wie ſchwer, ja wie unmöglich ſcheint es hier oft den klügſten Männern, denen gewiß Niemand die Fähig-

keit ihr Publikum zu beurtheilen absprechen darf, sich in ihrem Vortrage auf der rechten Höhe, und weder zu hoch noch zu niedrig zu halten. Von der Freude an dem Erlernten oder Erfundenen hingerissen, muthen sie bald der Fassungskraft ihrer Zuhörer das Unmögliche zu; bald durch Gewohnheit an Gemeinplätzen festklebend, tragen sie das Allzubekannte weitschweifig und ermüdend vor: und zeugt nicht das Erste von zu großer Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, welches doch gewiß sittliche Gebrechen sind? Setzt das Zweite, wie jede Angewöhnung, nicht einen Mangel an Stärke und Spannkraft im Charakter voraus?

Also selbst diese Vollkommenheit der Rede, daß sie nämlich der Fassungskraft des Zuhörers angemessen sey, ob es gleich nur eine sehr untergeordnete ist, läßt sich nicht ohne sittlich gute Eigenschaften erreichen. Ist es mir gelungen, diese Behauptung überzeugend darzustellen, so glaube ich dadurch den jungen Männern, die sich der Beredsamkeit widmen, keinen unbedeutenden Dienst geleistet zu haben. Wissenschaft und Gelehrsamkeit bereiten sie vor zu einem Amte, in welchem Wissenschaft und Gelehrsamkeit nicht mehr der Hauptgegenstand ihres Strebens seyn dürfen, sondern dem höheren Zwecke, zu dessen Erreichung sie dienen, untergeordnet werden müssen. Daß die-

dieſer Zweck wirklich ein höherer ſey, wird ihnen ſehr ſchwer zu begreifen, zumal da der Unterricht auf Schulen und Hochſchulen, wie dieſe Inſtitute bis jetzt beſchaffen waren, ihnen Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft als das unbedingt Höchſte darſtellte, dem durchaus nichts, Religion und Sittlichkeit ſelbſt nicht ausgenommen, vorgezogen werden dürfe. Vergebens werden ſie nun ermahnt, daß ſie alles Wiſſenſchaftliche in Materie und Form aus ihren Vorträgen verbannen ſollen; ſie verachten dieſes Geſetz, das ihnen nur als ein feiges Nachgeben erſcheint, und das, man geſtehe es, ihnen von ihren Führern auch gewöhnlich nur als ein ſolches dargeſtellt wird; ſie wollen in Ermangelung eines Katheders, ſich der Kanzel zu demſelben Behufe bedienen, und den heldenmüthigen Verſuch machen, das Volk zu der Höhe, wo ſie ſchweben, herauf zu ziehn. Kommen ſie endlich von ihrem Wahn zurück, ſo läßt Muthloſigkeit ſie oft in Flachheit und Gemeinheit verſinken. Iſt aber dieſes Bequemen zur Faſſungskraft des Zuhörers nicht etwa nachgiebige Klugheit, ſondern ein vollkommen ſittliches Verfahren, iſt das ihm entgegengeſetzte pflichtwidrig, und wird es einem jungen edlen Gemüthe unter dieſem Geſichtspunkt gezeigt, ſo wird es gern eine Regel befolgen, durch deren Beobachtung es ſich nicht

mehr herabzuwürdigen, ſondern zu ehren und zu erheben glaubt.

Doch das Geſetz der Angemeſſenheit erfordert nicht nur, daß die Rede auf die Faſſungskraft des Zuhörers berechnet ſey, ſondern auch daß auf ſeine ganze Individualität, auf ſeine Lage, ſeine Verhältniſſe, auf die Begebenheiten, die ſein Schickſal beſtimmen und ihn beſonders ergreifen, vom Redner Rückſicht genommen werde. Und dieſe Art der Angemeſſenheit iſt bei weitem ſchwerer zu erreichen, als die erſte; es wird dazu erfordert, daß man die unzähligen Beſtandtheile kenne und vor Augen habe, aus denen der bürgerliche, ſittliche und religiöſe Zuſtand des Menſchen zuſammengeſetzt iſt, nämlich den Kreis ſeiner Ideen und Erfahrungen, die Vorſtellungen die ihm geläufig oder fremd ſind, die Bilder womit ſich ſeine Phantaſie gewöhnlich beſchäftigt, das mehr oder minder vollkommene Ideal von Glück, von bürgerlicher, ſittlicher, religiöſer Vollkommenheit, welches ihm vorſchwebt, ſeine Tugenden und Laſter, ſeine Wünſche und Begierden, mit allen den näheren Beſtimmungen, welche durch Stand, durch Vermögen, durch politiſche Ereigniſſe, durch die Lage des Vaterlandes und der Kirche, ſeiner Eigenthümlichkeit gegeben werden.

Dieſe Angemeſſenheit der Rede ſcheinen die beſten

Lehrer der Rhetorik als ein Mittel zur Erregung der Affekte (freilich in ihrem Sinn, wonach es nur Leidenschaften waren) anerkannt zu haben; wenigstens wüßte ich keinen andern Grund, weshalb Aristoteles in seiner Rhetorik auf die Theorie der Leidenschaften, sogleich eine Sittenschilderung der Menschen nach ihrem Alter, ihrem Range, ihrem Vermögen folgen läßt *): ob er gleich sich nicht deutlich darüber erklärt, welchen Gebrauch der Redner von dieser letzteren Kenntniß machen solle.

Auch Cicero will, daß der Redner ein feiner und verschmitzter Mann sey, welcher den Charakter und die Denkungsart seiner Zuhörer nach ihrem Alter und ihrem Stande durchschaut **) habe; und er irrt sich nur darin, daß er von der Feinheit und Verschmitztheit erwartet, was die Sittlichkeit am besten leisten kann. Es mag wohl einem bloß listigen Geiste gelingen, die eine oder die andere schwache Seite eines Charakters aufzufinden, um daran die Fäden zu knü-

*) Rhet. L. II. C. XII — XVII.

**) Acuto homine nobis opus est, et natura usuque callido, qui sagaciter pervestiget, quid sui cives, iique homines quibus aliquid dicendo persuadere velit, cogitent, sentiant, opinentur, expectent. Teneat oportet venas cujusque generis, aetatis, ordinis, et eorum apud quos aliquid aget aut erit acturus, mentes sensusque degustet. De Orat. I. 51.

pfen, wodurch er ihn leiten will; aber ſich ſo in die Anſichten, in das Gemüth und die Lage eines Menſchen hineinzudenken und zu fühlen, daß man mit einer wohlthuenden und erhebenden Behandlung ſeiner Perſönlichkeit zu ihm ſprechen könne, dazu gehört etwas mehr als Liſt; dazu gehört allerdings Klugheit, aber eine ſolche, die unter der Leitung des ſittlichen Gefühls und eines uneigennützigen Wohlwollens ſteht, das ſich gern der Betrachtung menſchlicher Angelegenheiten, und dem Mitgefühl für dieſelben, überläßt.

Auch ſoll die ſo erworbene Kenntniß des Zuhörers nicht gebraucht werden, ſeinen Irrthümern zu huldigen und ſeinen Leidenſchaften zu ſchmeicheln; ſondern ſie ſoll zur Erregung des Affektes zuerſt auf eine negative Weiſe benutzt werden, nämlich um Alles zu vermeiden, was den Zuhörer kränken, beleidigen, oder in Dingen, die vor der Hand als gleichgültig angeſehen werden dürfen, ihm anſtößig ſeyn könnte. Ohne dieſe Vorſicht iſt an keine Erregung des Affektes zu denken. Vergebens ſpricht man mit Feuer und Nachdruck, vergebens hat ſelbſt der Zuhörer den beſten Willen ſich von der Idee, die man ihm mittheilt, erwärmen zu laſſen, wenn man ihn auf dem Wege zu dem Ziele, wohin er gelangen ſoll, durch tauſenderlei kleine oder größere Verdrießlichkeiten aufhält oder miß-

muthig macht. Und dies ist von seiner Seite keine kränkliche Empfindlichkeit; denn der Anspruch selbst, den ich an ihn mache, sich mir von einer Seite ganz hinzugeben, legt mir die Pflicht auf, ihn von allen andern Seiten so viel als möglich zu schonen. Daher muß auch der Redner, wenn er mit wahrer sittlicher Weisheit ausgerüstet ist, alle Schwierigkeiten, die er nicht im Augenblick niederreißen kann, zu umgehen wissen: dies ist Pflicht und Klugheit zugleich. So schonte der Apostel Paulus, um seine großen Zwecke besser zu erreichen, die Vorurtheile seiner Zeitgenossen, und ward allen alles, damit er überall einige errettete.

Die Redner des Alterthums, Demosthenes vielleicht einzig ausgenommen, da sie den wahren Grund nicht kannten, der zu dieser Angemessenheit verpflichtet, haben zuweilen damit eine Art von Künstelei und Koketterie getrieben, die eines edlen Mannes eben so unwürdig, als zur Erreichung ihrer Zwecke unnütz war. Wenn Cicero sich stellt, als könne er sich auf den Namen des Polyklet nicht besinnen, und als würde er ihm von einem der Umstehenden zugerufen *), so wollte er ohne Zweifel durch diese anscheinende Un-

*) Verrina IV, 3. Wolf ad Leptineam p. 300.

kenntniß der griechiſchen Kunſtgeſchichte in die Vorſtellung ſeiner Mitbürger eingehen, nach welcher die Beſchäftigung mit ſolchen Gegenſtänden eines Staatsmannes unwürdig war. Ich für mein Theil kann hierin nur ein Uebermaaß der rhetoriſchen Angemeſſenheit, und folglich etwas Unmoraliſches ſehen. Auch begreife ich nicht, was dieſe kleine ſpielende Maſchinerie einem Manne nutzen konnte, der ſo mächtige Triebfedern in Bewegung zu ſetzen verſtand. Aber es iſt das Schickſal aller einſeitigen Beſtrebungen, bald in Formtrieb auszuarten. So ging es ſehr früh der alten Beredſamkeit, weil man ihren ſittlichen Charakter verkannte, und ſie nur als ein Werkzeug zur Erreichung ehrgeiziger Abſichten betrachtete *).

*) Ein Kunſtgriff, dieſem ähnlich, nur noch viel verſchmitzter und hinterliſtiger, wird dem Demoſthenes zugeſchrieben, um dadurch in der Rede für den Kteſiphon folgende Stelle zu erklären: „Denn ich," ſo redet er den Aeſchines an, „und alle Dieſe mit mir, nennen Dich einen Miethling, früher des Philippus und nun des Alexander! „Wenn Du aber zweifelſt, ſo befrage die Gegenwärtigen; „doch ich will lieber dies für Dich thun; — ſcheint Euch, „o atheniſche Männer, Aeſchines ein Miethling oder ein „Gaſtgenoſſe Alexanders zu ſeyn? — Hörſt Du, was „ſie ſagen?" — (Ueberſetzung des Herrn von Raumer, Seite 122.) Hier habe Demoſthenes, ſagen die Scholien, das Wort μισθωτὸς, abſichtlich falſch, das heißt, mit unrichtiger Accentuation, ausgeſprochen, und den Ausruf der

Iſt ein ſolches übertriebenes Anſchmiegen zu verdammen, ſo iſt der entgegengeſetzte Fehler, nämlich

---

Zuhörer die das Wort wiederholten, um die Ausſprache zu verbeſſern, habe er für eine Antwort auf ſeine Frage, und für ihre Erklärung, daß ſie den Aeſchines für einen Miethling hielten, ausgegeben. Dieſe Erklärung wird, auf die Autorität der Scholien, und weil ſich der Leſer durch Entdeckung ſolcher Kunſtgriffe in den Rednern, beſonders ergötzt findet, ſo viel ich wenigſtens weiß, von Manchen angenommen; daß es aber auch die richtige ſey, daran möchte ich zweifeln. Allerdings hätte eine ſolche Verſetzung des Accents die Ohren der Athenienſer aufs äußerſte beleidigt, und einen verbeſſernden Zuruf veranlaſſen können; aber hätte eben dies reizbare Publikum ſich wohl ſeine Worte im Munde verdrehen, und weiß machen laſſen, es habe ein Urtheil über den Aeſchines ausgeſprochen, da es nur den Demoſthenes korrigirte? Mich dünkt, dieſer würde mit ſeiner künſtlichen Impertinenz die Gemüther nicht gewonnen, ſondern nur erbittert haben. Aber davon abgeſehen, ſollte man doch bedenken, was man bei Erklärung der Reden des Demoſthenes ſeinem Charakter ſchuldig iſt, deſſen Würde, auch nur zur Hälfte anerkannt, ihn vor dem Verdacht ſchützen müßte, ſich mit dergleichen Erbärmlichkeiten befaßt zu haben; man ſollte bedenken, daß in dieſer tragiſchſten Stunde ſeines Lebens, ſein ſtark ergriffenes Gemüth wohl nur Ideenblitze ſchleudern, nicht mit Accenten ſpielen konnte. Was iſt übrigens auch natürlicher, als zur Erklärung jener Stelle anzunehmen, er habe gleich Anfangs auf eine ſtarke Partei unter den Zuhörern rechnen und vorausſetzen können, dieſe würde ihm auf jene Frage, ſeinem Wunſche gemäß antworten? Auch dieſe viel paſ-

das Verſtoßen gegen beſtehende, nicht zu ändernde Verhältniſſe, ebenfalls für unſittlich und unklug zu halten. Ein Verſtoß von ſolcher Art, vernichtet auf der Stelle die Wirkung der kräftigſten Rede, und man braucht nur die Art des Unwillens, der dadurch erregt wird zu unterſuchen, um zu ſehen, daß man Dem der ſich ſo vergangen hat, nicht etwa Mangel an Schlauheit oder an produktivem Genie, ſondern was bei weitem ſchlimmer iſt, an ſittlichem Gefühl, vorwirft. Sollte ein Publikum ſtumpf genug ſeyn, um durch Mißgriffe dieſer Art nicht beleidigt zu werden, und dies iſt öfter als man denken ſollte der Fall, ſo macht es freilich von der einen Seite dem Redner ſeine Arbeit leicht; es erſchwert ſie ihm aber auch auf der andern; denn ſo wie es für die Unangemeſſenheit des Vortrags kein Gefühl hat, ſo wird es auch die Angemeſſenheit der Rede nicht empfinden. Man kann ihm daher nur zu einem ſolchen Publikum Glück wünſchen, das gebildet genug iſt, die geringſte unpaſſende Aeußerung übel zu nehmen; findet er kein ſolches, ſo muß er es zu dieſer Höhe zu erheben ſuchen, indem

---

ſendere Erklärung findet ſich in den Scholien, die einem der Freunde des Redners, dem Komiker Menander, dieſe Antwort zuſchreiben.

er ihm eine Achtung erweiſt, die es gewiß nach und nach würdigen und verſtehen lernen wird.

Was er aber wagen und was er nicht wagen dürfe, das entſcheide er nicht nach Muthmaßungen der Weltklugheit, ſondern nach ſittlichen Grundſätzen; das Härteſte und Stärkſte, ſobald es nur angemeſſen iſt, ſobald er nur durch ſein Amt und ſeinen Beruf aufgefordert war es zu ſagen, wird niemals beleidigen; es wird die Wirkung ſeiner Rede, und den Affekt den er hervorbringen will, niemals ſchwächen, ſondern immer nur befördern. Wie ausgebildet war nicht das Gefühl für das Schickliche und Angemeſſene bei den Athenienſern zu Demoſthenes Zeit, und doch hat ſich dieſer Redner niemals gefürchtet, ihnen ihre Unarten, ihre Fehlgriffe und Schwachheiten mit der größten Kraft und Derbheit vorzuwerfen; und es iſt mir nicht bekannt, daß er durch dieſe Freimüthigkeit, die mit ſeiner Liebe zum Vaterlande und zur beſtehenden Verfaſſung ſo unverkennbar zuſammenhing, jemals dem Erfolg ſeiner Reden geſchadet hätte. Viel weniger ſollte ſich der kirchliche Redner ſcheuen, die Verderbniß des religiöſen und ſittlichen Zuſtandes nach der Wahrheit zu ſchildern, und den unbußfertigen Sünder durch die Strafen des künftigen Lebens zu ſchrecken. Wer dies aus Furcht, ſein Publikum von ſich zu ent-

fernen, unterläßt, der bedenkt nicht, daß der Zuhörer ganz unwillkührlich den Redner nur nach ſittlichen Regeln beurtheilt, und ihm erlaubt Alles zu wagen, was er mit Recht wagen darf; daß die heftigſten Vorwürfe ihn nicht erbittern, ſobald er nur ſieht daß der Redner durch das Verhältniß, worin er zu ihm ſteht, dazu berechtigt iſt; ja daß es in der ſittlichen und religiöſen Natur des Menſchen einen Hang giebt, der mit dem Hang zum Schauderhaften und Erhabenen ſehr genau verwandt iſt, vermöge deſſen er ſich in einer verdienten Demüthigung, die zu beſſeren Geſinnungen führen kann, mehr gefällt, als in jener oberflächlichen Rührung, die durch ſchmeichelhaftes Erregen ſeiner Gefühle erzeugt wird. So haben die berühmten Redner, die vor Ludwig dem Vierzehnten und ſeinem Hofe ſprachen, einem Auditorium, das ihnen die mindeſte Unſchicklichkeit gewiß nie verziehen haben würde, alle Schrecken der Religion, und die ganze ſittenrichtende Kraft ihres Amtes oft, und immer mit dem größten Erfolg, angewendet.

Verhindert die Angemeſſenheit der Rede jedes Aergerniß das den Affekt unterdrücken könnte, ſo wird ſie auch zur Erweckung deſſelben auf eine direkte Weiſe beitragen. Wenn nämlich der Redner ſich in einem ſolchen Kreiſe von Gedanken, Bildern und Anſpielun-

gen bewegt, die dem Zuhörer selbst gemachte Erfahrungen, und Auftritte wovon er selbst Zeuge war, ins Gedächtniß zurückrufen, so muß die Rede mit gedoppelter Kraft wirken. Denn dadurch wird die Idee nicht bloß seinem Geiste anschaulich gemacht, sondern indem man sie mit allem vergesellschaftet, was er selbst gedacht und empfunden hat, nimmt man sein ganzes Innere in Anspruch, und erweckt darin eben jene Gährung, jenes Aufbrausen, das wir Affekt nennen. Mancher Ausdruck mag für den Gedanken passend, und dem Zuhörer verständlich seyn; es giebt aber vielleicht noch einen andern, wodurch ihm plötzlich eine ins Dunkel versunkene Region seines Gemüthes klar wird, und der wenigstens einige von den mannigfaltigen Fäden anschlägt, woraus das Gewebe seiner Empfindungen besteht; den letzteren soll der Redner zu finden wissen; und er wird dazu, durch das von wahrem Wohlwollen geleitete Studium seiner Zuhörer in Stand gesetzt. Zöge er einer solchen Einkleidung eine andere Darstellungsart vor, die ihm bequemer und behaglicher ist, so wäre dies ein egoistisches Verfahren, das sich durch die Unwirksamkeit der Rede bestrafen würde. Wie stark aber der Eindruck sey, der durch das weise Benutzen der beim Zuhörer schon vorhandenen Empfindungen hervorgebracht wer-

den kann, das zeigt ſich bei Gelegenheitsreden. Spricht ein Prediger bei Eröffnung eines Feldzuges, bei einem Sieges- oder Freudenfeſte, ſo kann er hier mit größerer Sicherheit als bei den gewöhnlichen Vorträgen, wo die Verhältniſſe nicht ſo beſtimmt gegeben ſind, gewiſſe herrſchende Anſichten und Meinungen, gewiſſe Hoffnungen und Befürchtungen, gewiſſe Gefühle der Freude, der Dankbarkeit, beim Zuhörer vorausſetzen; und wenn er nur mit einiger Weisheit alle dieſe verſchiedenen Strahlen in den Brennpunkt ſeiner Idee zuſammenzuleiten weiß, ſo wird er dieſe zu einem ſehr hohen Grad des Affektes erheben können. Hieraus erklärt es ſich auch, weshalb die Wirkung der Feſtpredigten immer größer iſt, als die der gewöhnlichen ſonntäglichen Reden. Zu den erſteren bringt nämlich der Zuhörer, ſo verbildet er auch ſeyn mag, doch immer noch einige religiöſe Geſinnungen mit, an die ſich der Redner ſehr leicht anſchließen kann.

Zu dieſer Angemeſſenheit gehört aber auch, daß der Redner ſich nie in Ausdrücken, Wendungen und Bildern über die Sprache des gebildeten Umgangs erhebe, ſelbſt vor einem ſolchen Auditorium, welches einem höheren Schwunge folgen, und exquiſitere Redensarten verſtehen würde. Ich muß dies wegen Derjenigen erinnern, welche durch poetiſchen Schmuck,

durch Worte, die ſie aus dem Staube vergangener Jahrhunderte hervorſuchen, und durch Konſtruktionen die der reinen Proſa fremd ſind, ihren Vorträgen eine beſondere Würde und Kraft zu geben glauben. Dies iſt aber immer nur ein kalter Prunk ohne Kraft, wenn Kraft nämlich, wie ich behaupte, nichts anderes bedeuten kann, als die Wirkſamkeit der Rede zur Erregung des Affektes. Im Drange des thätigen Lebens, bei herzzerreiſſenden Unglücksfällen, in den ſtillen Stunden der Betrachtung, hat da etwa der Zuhörer ſich und Anderen ſeine Gedanken und Gefühle in einer bilderreichen Sprache, und in unbekannten Wendungen vorgetragen? Gewiß nicht. Der Ausdruck, der ſich von ſelbſt zu den ſtillen Regungen unſeres Gemüthes geſellt, wenn ſie vor das Bewußtſeyn treten, iſt immer eben ſo edel als einfach; will der Redner alſo in unſer inneres Leben eindringen, und die Spuren vergeſſener Gedanken und Empfindungen wieder erneuen, will er uns wirklich anſprechen, ſo muß er ſich eben der bekannten und gebräuchlichen Worte bedienen, worin wir mit uns ſelbſt zu reden gewohnt ſind. Jeder fremde Ausdruck, ja jede ungewöhnliche Wendung reißt uns aus uns ſelbſt heraus, anſtatt uns in uns ſelbſt zurückzuführen; und der vielleicht ſchon zum Fließen gebrachte Strom der

inneren Harmonieen bricht ſich plötzlich und zerſtiebt an ſolchem unerwarteten Hinderniß. Auch geſellt ſich zu dieſer Störung der Unwille gegen einen Mann, der ſich mit einem Schmuck tönender Redensarten, die am Ende doch nicht ſo ſchwer zuſammenzubringen ſind, umgiebt, anſtatt zu ſeinem, wie zu meinem, wahren Vortheil meine gewöhnliche Sprache mit mir zu ſprechen. Diejenigen ſehr ſeltenen Fälle, wo man für einen ungewöhnlichen Gedanken auch einen ungewöhnlichen Ausdruck wählt, ſind hier natürlich ausgenommen; aber ohne eine ganz beſondere Abſicht, ſich auch nur die geringſte Entfernung von der gebräuchlichen Sprache zu erlauben, ſcheint mir immer etwas Unangemeſſenes, Zweckwidriges, worauf, nach meiner Anſicht, ein ſittlicher Tadel fallen muß.

Der Gebrauch der Bibelſprache iſt bei dieſer Mißbilligung natürlicher Weiſe nicht gemeint; vielmehr möchte ich die öftere Anwendung der Ausdrücke und Bilder der heiligen Schriften, wenn ſie nur nicht zur Füllung eines leeren Raumes herbeigezogen, ſondern mit Beibehaltung ihrer ganzen Würde und Kraft in den Vortrag verſchmolzen werden, als ein höchſt angemeſſenes, und zur Erregung des Affektes höchſt wirkſames Mittel allen geiſtlichen Rednern anempfehlen. Als ein höchſt angemeſſenes: denn die Bibelſprache

kann niemals veralten, weil ſie für die mannigfaltigen Zuſtände des Lebens und des Gemüthes ſo viele höchſt bedeutſame Ausdrücke darbietet, von denen manche ſogar als ſprichwörtliche Redensarten in der Sprache des gewöhnlichen Umgangs vorkommen; und ſo vernachläſſiget die religiöſe Erziehung und das Leſen der Bibel auch ſeyn mag, ſo kann man doch mit Sicherheit darauf rechnen, der Zuhörer im Allgemeinen, werde einen Gedanken weit eher im bibliſchen, als im philoſophiſchen Gewande verſtehen. Die große Kraft der Bibelſprache zur Erregung des Affektes beſteht aber vorzüglich darin, daß in ihr, der Ausdruck für den Verſtand und der Ausdruck für das Gefühl, nicht geſchieden wie in menſchlichen Darſtellungen, ſondern immer einer und derſelbe iſt; die Bilder, welche ſie ſo häufig gebraucht, verbinden mit der Genauigkeit einer abſtrakten Terminologie, den Vortheil, die Idee in das Gewebe menſchlicher Verhältniſſe zu verſetzen, und ſie mit allen Vorſtellungen zu bekleiden, die auf das Gemüth wirken können. Sie ſind ein Licht und Wärme verbindender Strahl, der aus dem Geiſt in das Herz übergeht: und wie ſollte der nicht den ganzen Menſchen entzünden? Iſt es nun noch, wie doch gewiß öfters, der Fall, daß ein bibliſcher Spruch, bei der erſten Bekanntſchaft mit demſelben, oder bei

ſpäteren Veranlaſſungen, eine ganze Reihe frommer Empfindungen geweckt hat, ſo kann der Redner, indem er ihn paſſend erwähnt, den ſchon ſo oft damit verbundenen Affekt, aufs Neue hervorrufen, und zum Vortheil ſeiner Idee anwenden. Dieſes großen Gewinnes wegen, würde ich es gerathen finden, die Bibelſprache auch dann zu reden, wenn man auch nicht vorausſetzen darf, daß der Zuhörer mit ihr bekannt ſey, und daß ſie jemals zur Erweckung ſeines inneren Lebens beigetragen habe; denn eben durch ihren öfteren Gebrauch wird dieſe genauere Bekanntſchaft, und dieſer Einfluß auf das Gemüth, nach und nach bewirkt werden.

Was nun aber den Redner verhindert, in die Vorſtellungen ſeiner Zuhörer einzugehn, ihre eigene Sprache mit ihnen zu reden, und durch die Angemeſſenheit ſeiner Darſtellung den Affekt zu erregen — das ſind wiederum nur moraliſche Gebrechen. Vornehmlich iſt es jene ſelbſtgefällige Eitelkeit, die nur den Genuß begehrt, ſich bequem und gemüthlich auszuſprechen, und die ſchwierige und oft gewaltſame Anſtrengung fürchtet, welche erforderlich iſt, aus ſich ſelbſt heraus, und in eine andere Individualität hinüber zu gehn. Aus dieſer Schwäche entſtehen in der geiſtlichen Beredſamkeit die locker gearbeiteten, blumenrei-

reichen Reden, die zwar, da sie dazu geeignet sind die Phantasie des Zuhörers zu erregen, oft ein enthusiastisches Lob einernten; — wie denn überhaupt die Menschen, durch ihre eigene Eitelkeit geblendet, die der Anderen selten so würdigen, und so bestrafen, wie sie es verdiente; — deren müßiges Gedanken- und Bilder-Spiel aber nur kraftlose Leere, und niemals einen edlen, zu großen Entschließungen treibenden Affekt hervorbringen kann. Zweitens giebt es auch eine gewisse Scheu vor dem Handeln, die sich selbst bei edlen und zarten Gemüthern finden kann, und welche sie verhindert in die Verhältnisse ihrer Zuhörer einzugehn, ihr Herz mit fester Hand zu ergreifen, und so ihrer Darstellung jene Affekt erregende Angemessenheit zu geben. Wo ein Redner ganz in die Idee versinkt, und diese mit großer Sorgfalt entwickelt, die Verhältnisse aber, worin sie thätig werden soll, nur obenhin und im Allgemeinen berührt, um ja nirgend anzustoßen und Niemand zu beleidigen, da kann man jene eben bezeichnete Scheu mit Sicherheit voraussetzen. Eben den moralischen Tadel, wo nicht einen größeren verdient, und eben so entkräftend wirkt auf die Darstellung, drittens, eine allzugroße Hingebung des Redners, wenn er mit Verleugnung seiner Idee und seiner Persönlichkeit, sich nur mit den Verhält-

niſſen und Neigungen ſeiner Zuhörer beſchäftigt, um ihnen etwas Paſſendes, Wohlthuendes zu ſagen; dies iſt niedriger Ehrgeiz, der nach vergänglichem Lob, und nicht nach dem wahren dauernden Ruhm ſtrebt, die Menſchen zu veredeln; ein Redner, welcher dadurch getrieben wird, läßt ſeinen Zuhörer oft in ohnmächtige Rührung dahinſchmelzen, aber nie wird er in ihm einen wahren Affekt entzünden, da der Strahl der Idee, wodurch dies einzig zu erreichen wäre, niemals die ihn umgebenden Hüllen durchbricht. So wären hier alſo drei Abwege bezeichnet: das Verſinken in ſich ſelbſt, das Verſinken in die Idee, das Verſinken in die Verhältniſſe der Zuhörer; wo eine rhetoriſche Darſtellung nach einer dieſer drei Seiten hin, ein entſchiedenes Uebergewicht hat, da iſt ſie unangemeſſen und kraftlos. Um völlig angemeſſen zu ſprechen, würde alſo der Redner dieſe drei verſchiedenen Anſprüche, die ſeine Perſönlichkeit, die Idee und die Verhältniſſe ſeiner Zuhörer an ihn machen, ſo zuſammenzufaſſen, zu vereinigen und zu vermitteln haben, daß eine jede dieſer Forderungen befriedigt würde, ohne daß die anderen etwas dabei verlören; und es iſt dies weiter nichts, als was zum wahrhaft tugendhaften Handeln gefordert wird, zu welchem ein fortwährendes klares Bewußtſeyn unſerer Perſönlichkeit, der Idee

wonach, und der Verhältniſſe worin wir handeln, eine unerlaßliche Bedingung iſt. Zur Löſung dieſer Aufgabe gehört eine überaus große Charakterkraft, im rhetoriſchen, ſo wie im ſittlichen Handeln überhaupt, und wie ſehr beides einerlei ſey, zeigt ſich auch darin, daß die Reden, die in dieſer Rückſicht ganz vortrefflich ſind, ſo wie wahrhaft tugendhafte Handlungen, ſich durch keinen äußeren Glanz und Schimmer auszeichnen; denn hier, wo drei verſchiedene Elemente verſchmolzen ſind, verfließen ihre Farben in einander; dahingegen die fehlerhaften Reden, eben weil darin das eine dieſer Elemente von den andern abgeſondert erſcheint, wenn ſie nur mit einigem Talent gearbeitet ſind, gar leicht etwas Schimmerndes bekommen, das der Unverſtändige bewundert, das aber weder ihn, noch ſonſt Jemand wahrhaft erwärmt.

Das größte Lob, ohne den mindeſten Tadel, verdient in dieſer Rückſicht Demoſthenes, weil wohl nie ein Redner mit ſo würdevoller Darſtellung ſeiner Perſönlichkeit, mit ſo lichtvoller Entwickelung ſeiner Idee, eine ſo allumfaſſende Rückſicht auf die Verhältniſſe verbunden hat. Und eben aus der fortwährenden Verſchmelzung dieſer drei Beſtandtheile entſteht ſeine kraftvolle, ergreifende Einfachheit, die verloren gegangen wäre, wenn ſich das Lyriſche und das Philoſophiſche

in seinen Reden jemals von dem Realen abgesondert hätte. Dagegen verdient Cicero schon in einem weit geringeren Grade als ein Muster der Angemessenheit aufgestellt zu werden; nicht als ob er jemals sich über die Fassungskraft seiner Zuhörer erhöbe, oder etwas Unpassendes, Anstößiges vortrüge, sondern weil bei ihm bald seine Persönlichkeit, bald seine Idee, bald die Umstände zu sehr hervortreten, und von dem jedesmal überwiegenden dieser drei Elemente, die beiden anderen immer in Schatten gestellt werden. Aber eben durch diese Fehler bekommt er ein glänzenderes Kolorit als Demosthenes, und kann mit einem minder mühsamen Hineinarbeiten in die Verhältnisse seiner Zeit, im Allgemeinen verstanden werden.

Ohne im mindesten Massillon mit Demosthenes, noch Bossüet mit Cicero vergleichen zu wollen, haben sie doch diese Aehnlichkeit, daß Massillon wie der griechische Redner, ohne sich selbst und seine Idee aufzugeben, sich das Leben seiner Zuhörer aufs genaueste vergegenwärtigt; dahingegen Bossüet, und zwar wie ich vermuthe, eines weniger lauteren Charakters wegen, diese letzte Rücksicht fast ganz vernachlässigt. Deswegen wird man von Massillon begeistert, und vergißt ihn zu bewundern: das schönste Lob, das dem Redner zu Theil werden kann; dahingegen Bossüet

durch ſeinen erhabenſten religiöſen Schwung, nur kalte Bewunderung, oder höchſtens ein ſittlich unnützes Aufbrauſen der Phantaſie erregen kann. Wenn übrigens die Franzoſen ſelbſt, faſt immer Boſſüet über Maſſillon ſetzen, ſo erhellt hieraus, wie aus manchen andern Urtheilen ihrer Kunſtrichter, wie wenig ſie das wahrhaft Vortreffliche, das ſie beſitzen, zu erkennen und zu ſchätzen wiſſen.

Anhang.

Vom Geſchmack.

Was der Geſchmack eigentlich ſey, darüber iſt man eben ſo uneins, als über die Stelle, die er in einer Kunſttheorie einnehmen, und über die Mitwirkung, die ihm beim Hervorbringen und Beurtheilen von Kunſtprodukten, verſtattet werden müſſe. Zwar hat man in neueren Zeiten verſucht, ihn als ein verkehrtes Princip, das wir von den Franzoſen überkommen hätten, zu verdammen, und alles Einfluſſes zu berauben; doch da das Publikum, ſo ſehr es auch angewieſen worden, nicht mit Geſchmack zu urtheilen, doch nicht aufhört dergleichen Forderungen geltend zu machen; da

der Geſchmack zuweilen ſogar die Urtheile ſeiner Verächter unbewußter Weiſe leiten mag, ſo ſcheint es, daß er, um allgemein anerkannt zu werden, nur im rechten Lichte erſcheinen, und an die rechte Stelle geſetzt werden müſſe. Freilich kann er in ſolchen Theorieen keinen Platz finden, die für die Kunſt keine anderen Regeln anerkennen wollen, als die, welche die Phantaſie ſich ſelbſt giebt; denn der Geſchmack wird der Phantaſie immer fremd bleiben, wenn ſie abgeſondert von anderen Seelenvermögen wirket; aber eben in dieſer Abſonderung lag der Fehler; denn wie wäre es möglich, daß die Kunſt, die den ganzen Menſchen ergreifen ſoll, nur ſeine Phantaſie allein, und nicht auch ſeine anderen Kräfte in Thätigkeit ſetzte? Und geſchieht dies, ſo wird auch die ethiſche Kraft, zwar nicht darin herrſchen, wie in der Rhetorik, doch auf den Antrieb der darin herrſchenden Phantaſie gewiß nicht unthätig bleiben.

In dem ethiſchen Vermögen nun möchte ich die Quelle des Geſchmacks ſuchen, und behaupten er ſey nichts anders als die, durch daſſelbe geleitete Auswahl des Angemeſſenen. Recht eigentlich wäre er alſo in der Beredſamkeit zu Hauſe; oder vielmehr, ſein Wirkungskreis ſoll ſich über das ganze praktiſche Leben des Menſchen ausdehnen, da die Achtung für die

Eigenthümlichkeit seiner Mitmenschen, und für die Verhältnisse worin er sich mit ihnen befindet, ihn überall begleiten soll. Ist nun aber der Geschmack zu einer sittlichen Gewohnheit in seinem ganzen Betragen geworden, so begreife ich nicht, wie er ihn plötzlich verlassen kann, wenn er aus dem Kreise seiner äußeren Thätigkeit in sich selbst zurückkehrt, um die Ideen seiner Phantasie auszubilden, und wie er hier, mit sich selbst eine Sprache reden, und sich einer Darstellungsart bedienen könne, die er im Verhältnisse zu seinen Mitmenschen sich niemals erlauben würde. Der Geschmack, in dem angegebenen Sinne, soll sich also über die ganze Poesie erstrecken; die Ideen der Phantasie müssen durch dies Medium durchgeführt werden; und geschieht es, so werden sie an Lebendigkeit, so wie die Darstellung an Kraft und Vollendung, nie verlieren, sondern nur gewinnen. Denn um sein Werk zu einem lebendigen Ganzen, zu einem Individuum zu machen, muß ihm der Künstler die genauesten Bestimmungen geben; und davon werden immer einige fehlen, wenn nicht, außer den übrigen Verhältnissen worin es entstanden ist, auch die sittlichen, durch die dafür bezeigte Achtung, an ihm zu erkennen sind. Doch darin würde sich in dieser Rücksicht die Beredsamkeit von der Poesie immer noch unterscheiden, daß

in der ersteren die Auswahl des Angemessenen von der Absicht, Affekt zu erregen, begleitet ist; dahingegen der Geschmack des Dichters eine absichtslos wirkende, schöne Eigenschaft ist. Auch der Manchen anstößige Ausdruck Geschmack, möchte so unpassend nicht seyn, um ein sonderndes, auswählendes Princip anzudeuten; wobei auch dies zutreffen würde, daß, wie der sinnliche Geschmack sich bei verschiedenen Personen verschieden äußert, so auch der sittliche in der Beredsamkeit und Poesie in verschiedenen Zeitaltern und Verhältnissen nicht dieselben Urtheile fällt; denn obgleich die Regel immer dieselbe bleibt, so wird sie doch durch die Umstände auf das Mannigfaltigste bestimmt.

Sechstes Kapitel.

Von dem stätigen Fortschreiten.

Nachdem wir die größeren Theile, worein die Rede zerfällt, schon früher kennen gelernt hatten, haben wir nun auch gesehen, wie die untergeordneten Vorstellungen, wodurch die Ideen entwickelt werden, beschaffen seyn sollen. Aber sowohl in Betreff jener

größeren Theile, als dieser untergeordneten Vorstellungen, fragt es sich nun, durch welches Gesetz ihre Ordnung und Folge bestimmt werde. Wir stellen hier das Gesetz des stätigen Fortschreitens auf, und haben zuvörderst zu zeigen, daß dies ein ethisches Princip sey.

Nicht nur die innere moralische Entwickelung des Menschen, soll, als ein Streben nach einer nie zu erreichenden Vollkommenheit, ein beständiges Fortschreiten seyn; sondern auch, wenn er im thätigen Leben die Ausführung einer ethischen Idee verfolgt, so soll er unausgesetzt, und ohne Unterlaß sich dem vorgesteckten Ziele zu nähern suchen. Bestimmen ihn die im Wege stehenden Schwierigkeiten, seinen Plan ganz aufzugeben, oder lenkt ihn die Beschäftigung mit Nebendingen so von dem eingeschlagenen Wege ab, daß er nur spät und ohne Energie wieder darauf zurückkehrt, so wird ihm mit Recht ein Mangel an jenem Muth, jener Beständigkeit, jener Charakterkraft vorgeworfen, die ein wesentlicher Bestandtheil der Tugend ist. Zwar kann er sich nicht immer in gerader Linie, wenn ich so sagen darf, und mit gleich gemessenem Schritte, seinem Ziele nähern; er wird zuweilen langsamer fortschreiten, weil er die Hindernisse, die sich ihm entgegen stellen, wegräumen, oder weil

er ein Werk, das nicht auf einmal gedeihen kann, langsam vorbereiten muß. Aber selbst bei diesen oft weitausgeholten Vorbereitungen, darf das Ziel nie aus den Augen verloren werden, und selbst in den größten Abschweifungen, muß das Streben, dahin zu gelangen, unverkennbar seyn. Doch dieses Fortschreiten selbst, erhält nur seine Vollendung durch die darin herrschende Stätigkeit, d. h. durch die leichte Verschmelzung und Verbindung der Handlungen, so daß eine jegliche, wie sie von der vorhergehenden vorbereitet und veranlaßt ward, auch wiederum der nachfolgenden zur Vorbereitung und Veranlassung diene. Fehlt dieses wesentliche Erforderniß, und wird eine Thätigkeit nur sprung- und ruckweise unternommen, so können daraus zwar einzelne schöne Momente, aber nie ein wohlgeordnetes ethisches Leben entstehen.

Aus der Sittenlehre also entlehnen wir das Gesetz des stätigen Fortschreitens; denn in ihr ist es nothwendig und wesentlich; nicht aus der philosophischen und poetischen Darstellungskunst, in welchen es nur unter vielen Einschränkungen angetroffen, ja oft durch das entgegengesetzte Princip verdrängt wird. Denn des Dichters wie des Denkers Thätigkeit, ist durch das Bestreben ihre Schöpfung abzurunden, in sich selbst zurückkehrend, und von einer Ruhe begleitet, die

ſich auf das Bewußtſeyn der Möglichkeit gründet, ihre Idee vollkommen darzuſtellen. Das ethiſche Beſtreben hingegen, bei dem Bewußtſeyn, daß es das Ideal ſeiner Vollkommenheit niemals erreichen, ja auch ſelbſt eine einzelne Idee niemals vollendet in der Wirklichkeit darſtellen kann, ſoll ſich niemals der Ruhe überlaſſen, ſondern mit fortdauerndem Eifer, obgleich mit Beſonnenheit, von jeder beendigten Thätigkeit ſogleich zu einer neuen forteilen. Und wenn ſich das Geſetz des ſtätigen Fortſchreitens in gewiſſen poetiſchen Gattungen, z. B. im Drama, wiederfände, ſo müßte man nicht glauben, die Rhetorik habe es von demſelben erborgt, ſondern vielmehr ſie habe es ihm geliehen, denn das Drama iſt die Darſtellung von der ethiſchen Thätigkeit der Menſchen, und muß alſo vom Charakter derſelben etwas beibehalten.

Wie ſich nun alſo die Handlungen in einer vollkommenen ſittlichen Thätigkeit an einander reihen, ſo auch ſollen in der Rede, die ethiſchen Ideen, und die angemeſſenen Vorſtellungen, welche ſie entwickeln, angeordnet ſeyn. So unaufhaltſam und reißend iſt das Fortſchreiten des wahrhaften Redners, daß er jeden Gedanken, jedes Wort, das ihn nicht näher zum Ziele führt, als eine Schwachheit, einen Fehler, ja als eine Sünde verabſcheut und von ſich wirft. Iſt es

nöthig den Zuhörer von Nebensachen zu belehren, die auf seine Entschließung Einfluß haben könnten, seine gereizte Empfindlichkeit zu besänftigen, einem Einwurf vorzubeugen, so hemmt er eine Zeitlang die Schnelligkeit seines Ganges, doch nur um die Mittel zu gewinnen, sogleich mit desto größerer Eile fortschreiten zu können; ja zuweilen könnte es scheinen, als schweife er von seinem Wege ab; doch in seinem Abschweifen selbst ist stets die Richtung nach seinem Ziele sichtbar, und es zeigt sich auch bald, daß er nur einen Richtsteig betrat, um desto schneller dahin zu gelangen. Und in dieser bald heftigen, bald sanften Bewegung, reiht sich ungezwungen Vorstellung an Vorstellung, so daß von der ersten bis zu der letzten eine nie unterbrochene Kette fortläuft, in welcher, weder für den Verstand noch für das Gefühl, die mindeste Lücke zu entdecken ist.

Ferner leidet es nun aber wohl keinen Zweifel, daß durch die Anwendung dieses ethischen Princips auf die rhetorische Darstellung, ihr Hauptzweck, die Hervorbringung des Affektes, erreicht werde. Wenn sich die Menschen für eine wirklich große und schöne Idee nicht begeistern, so kann dies nur darin liegen, daß sie dieselbe nicht in allen ihren Beziehungen auf Glück, Tugend und Pflicht betrachten, oder sich zu

ſehr durch die einzelnen Schwierigkeiten in der Ausführung niederſchlagen laſſen. Werden nun aber alle ihre einzelnen Momente und Beziehungen nach einander in ſchnellem Fortſchreiten ihrem Geiſte vorübergeführt, ſo daß ſie alles, was ſie Großes, Erhabenes, Segensreiches in ihren Folgen hat, mit Einem Blicke umfaſſen können, ſo iſt es unmöglich, daß ſie ſich nicht dafür erwärmen ſollten; jede neue Vorſtellung, die ihnen vom Redner dargeboten wird, iſt ein neuer Stachel, der ſie zur Ausführung antreibt. Zu gleicher Zeit wird das durch die Vorſtellung der Schwierigkeiten und Hinderniſſe niedergedrückte und gebeugte Gemüth, durch die Beſeitigung ſeiner Zweifel, wie von einer Bürde befreit, ſo daß es ſich nicht mehr ſelbſt ängſtlich zurückhält, ſondern ſich der Einwirkung, die es empfängt, gern und frei überlaſſen kann. Damit aber dieſe Wärme, welche anfängt das Gemüth zu beleben, nie erkalte, ſondern ſich immer zunehmend verbreite, iſt es nothwendig, daß dies Fortſchreiten des Redners auch ſtätig ſey. Sind die Gedanken nicht genau verkettet, ſo daß der Verſtand einen Mangel an Zuſammenhang darin bemerkt; wird es dem Gemüthe ſchwer, von einer ſchon erregten Empfindung zu einer andern, oder von einem Gefühl zu einer damit nicht verwandten Betrachtung überzugehn, ſo ent-

ſteht im Zuhörer eine Reflexion, nicht über die Idee, ſondern über den Redner; und die Wirkung dieſer Reflexion iſt ſo erkaltend, daß alle bereits vielleicht ſchon hervorgebrachte Wärme auf einmal verfliegt, und die Arbeit des Redners wieder von vorn beginnen muß. Dahingegen bei einem ſtätigen Fortſchreiten, die Wirkung des Folgenden durch das Vorhergehende, und die des Vorhergehenden durch die des Folgenden verſtärkt und begünſtigt wird *).

So wäre es alſo, wie wir uns ſchmeicheln, erwieſen, daß durch dies Geſetz des ſtätigen Fortſchreitens, welches ethiſcher Abſtammung iſt, auch der Hauptzweck der rhetoriſchen Darſtellung, die Erregung des Affektes, erreicht werde. Um eine genauere Einſicht in die Anwendung und den Umfang dieſes Geſetzes zu erlangen, bemerke man noch Folgendes:

Was zuerſt das in der Rede nothwendige Fortſchreiten betrifft, ſo geſtattet dies allerdings das Erzählen, ſchließt aber das Beſchreiben gänzlich aus. In der Erzählung nämlich folgen die verſchiedenen Beſtandtheile eines Gegenſtandes aufeinander, und da-

*) Dies ſcheint Cicero zu meinen, wenn er ſagt: Deinde inventa, non solum ordine, sed etiam momento quodam atque judicio dispensare atque componere. De Orat. I. 31.

durch wird das Fortſchreiten nicht gehemmt; in der Beſchreibung hingegen ſtehen dieſe verſchiedenen Beſtandtheile nebeneinander, und bilden ein ruhendes Gemälde, wodurch die raſche Bewegung der Rede aufgehalten wird. Findet ſich daher ein Redner, wie dies ſehr oft der Fall iſt, bewogen, entweder den Charakter einer Perſon, oder die Lage der Dinge in der Wirklichkeit zu ſchildern, ſo ſoll er nie, weder die verſchiedenen Eigenſchaften einer Perſon, noch die verſchiedenen Merkmale der Dinge, nebeneinander aufzählend hinſtellen, ſondern er ſoll einen hiſtoriſchen Faden finden, woran ſeine Darſtellung, gleich einer ſich nach und nach entwickelnden Geſchichte, herunter laufe. Dies iſt ungemein ſchwer, weil man zu dieſem Ende oft der Vorſtellung Gewalt anthun, und die Gegenſtände, die ſie als ein ruhendes Ganze aufgefaßt hatte und betrachtete, aus dieſer Form heraus- und in eine andere hineinziehen muß. Doch dies Verfahren iſt durchaus nothwendig; ohne daſſelbe verfällt der Redner aus der rhetoriſchen Darſtellung in die poetiſche, und gönnt ſich ſelbſt und ſeinen Zuhörern eine allen Affekt auflöſende Ruhe. Die Schilderungen in den Reden der Alten ſind durchaus nach dieſem Princip gearbeitet; ſie ſind immer erzählend, nie beſchreibend; das Schleppende in der modernen Rhe-

torik kommt großen Theils daher, daß es ſich in ihr faſt immer umgekehrt verhält.

Das Geſetz des Fortſchreitens beſtimmt aber auch den Umfang der Entwickelung eines jeden einzelnen Gedankens, der in der rhetoriſchen Reihe vorkommt. Man darf nämlich keinen, auf Unkoſten der andern, ſo ausdehnen und heraustreten laſſen, daß dadurch ein Stillſtand verurſacht werde. Die Schwierigkeit mancher Gedanken, welche Entwickelungen, Erklärungen, Beweiſe erfordern, kann oft zu dieſem Fehler verleiten. Daher wird der wahrhafte Redner ſeinen Vortrag lieber aus ſolchen Gedanken zuſammenſetzen, die nur ausgeſprochen, nicht erklärt und bewieſen werden müſſen. Schon das iſt, genau genommen, ein Fehler, denſelben Gedanken mit verſchiedenen Worten, das erſte Mal undeutlich, das zweite Mal erklärend oder umſchreibend auszudrücken; denn das Geſetz des Fortſchreitens ſtrenge beobachtet, erfordert, daß die Entwickelung der Gedanken mit jedem neuen Satze fortſchreite; man muß alſo gleich den deutlichſten, kräftigſten Ausdruck zu finden wiſſen, und ſich damit ein für alle Mal begnügen.

Von den in der Beredſamkeit oft nothwendigen Beweiſen, ſcheint es vielleicht, als müßten ſie den raſchen Gang der Rede aufhalten, und ihr eben jene lang-

langsame, in sich selbst zurückgehende Bewegung, welche der Philosophie eigen ist, mittheilen. Doch wird dies nicht der Fall seyn, sobald nur diese Beweise nach denen im ersten Buche aufgestellten allgemeinen Grundsätzen geführt werden. Will der Redner die Möglichkeit einer Sache darthun, so geschieht dies durch Vorlegung eines Planes, durch Anführung eines Beispiels, welches zeigt, daß in einer ähnlichen Lage schon das Aehnliche geschehen sey; will er die Wirklichkeit eines Faktums erweisen, so führt er Zeugnisse an, und prüft ihre Gültigkeit: hierbei wird Alles durch das Vorzeigen des Realen, durch bloßes Anschaun ausgemacht, und es bedarf keiner langsamen Verkettung abstrakter Sätze. Diese ist selbst da nicht nöthig, wo etwas als Wahrheit dargethan werden soll; in diesem Falle beruft sich der Redner auf eine allgemein anerkannte Autorität, deren Gewicht sogleich entscheidet; oder er wendet sich an die öffentliche Meinung, die bei einer andern Gelegenheit schon der Wahrheit gemäß entschieden hat, und er zeigt seinem Zuhörer durch ein kurzes und faßliches Enthymema, daß er, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, bei dem vorliegenden Falle unmöglich anders urtheilen, anders entscheiden könne. Auf diese Art bildet Demosthenes seine furchtbaren enthymematischen Schluß-

reihen, die so wenig dem Fortschreiten der Rede hinderlich sind, daß sie vielmehr mit der Kraft und der Schnelligkeit des Blitzes verglichen werden können.

Oft findet es sich, daß ein Gedanke, an einer Stelle, von welcher ihn die logische Ordnung nicht verdrängen würde, eine retardirende Schwere äußert, und die Stätigkeit der rhetorischen Reihe unterbricht, indem er weder durch das Vorhergehende gehörig vorbereitet, noch das Folgende hinlänglich vorzubereiten scheint. Diesen Uebelstand zu vermeiden, und einen jeden Gedanken so zu stellen, daß er den Schwung der Rede nicht nur nicht aufhalte, sondern befördere, dies ist eine der schwierigsten Aufgaben in der Beredsamkeit; doch läßt sie sich, wie es uns scheint, durch die von uns aufgestellten Principien lösen. Zu diesem Ende muß man eine Rangordnung der rhetorischen Ideen anerkennen. Sind auch Pflicht, Tugend und Glück einander an Würde gleich, so sind es doch nicht die drei verschiedenen Formen, unter denen sie sich darstellen. Die erste unter diesen ist die religiöse, alsdann folgt die ethische, und endlich die politische. Unter diesen stehen wiederum Wahrheit, Möglichkeit und Wirklichkeit, in der hier angegebenen Ordnung. Retardirend, und den stätigen Fluß der Rede hemmend, ist nun aber jede abgesonderte Entwickelung

einer untergeordneten Idee, wenn das dazu Gehörende sich mit einer höheren Idee verschmelzen, und an verschiedenen Punkten in die Entwickelung derselben verweben ließ. Wir nehmen an, daß ein kirchlicher Redner nach den Ideen Wahrheit und Wirklichkeit spreche, z. B. daß er die Begebenheiten seiner Zeit aus einem religiösen Gesichtspunkte darstellen wolle: mit Entwickelung der Wahrheit anhebend, wird er nur, wenn er hierin an einen passenden Ort gelangt ist, einen Blick auf die Wirklichkeit werfen dürfen: die Schilderung dieser letzteren, wenn er damit anhübe, oder ihr eine von der Wahrheit unabhängige Entwickelung gäbe, würde ein Stillstand, und kein Fortschreiten seyn, und sich weder mit dem Folgenden, noch dem Vorhergehenden gut verbinden lassen.

Denselben Fehler begeht ein Redner vor Gericht oder vor dem Volk, wenn er die höhere Idee der Pflicht und der Tugend zur vorherrschenden machen kann, und mit Vernachlässigung derselben, sich in eine davon unabhängige Entwickelung des bürgerlichen und positiven Rechts einläßt, welches er nur als eine Zugabe zum Ersteren, und als eine Bestätigung desselben hätte gebrauchen sollen. Mit aller Bescheidenheit, die uns Neueren bei der Beurtheilung der großen Muster des Alterthums zukommt, wage ich es, den

Aeſchines in ſeiner Rede gegen den Kteſiphon, dieſes letzteren Fehlers zu zeihen. Da ſein Angriff auf den Demoſthenes eigentlich nach der Tugendidee geſchah, indem er ſein Leben und ſeinen Charakter als unwürdig und haſſenswerth darſtellen wollte, ſo war es ein Fehlgriff, ſich, wie er es thut, gleich im Anfang ſo lange bei den poſitiven Geſetzen, wodurch ſeinem Gegner die ihm zugedachte Krone geraubt werden könnte, aufzuhalten. Auch empfindet man es beim Leſen, wie ſchwach dieſer ganze erſte Theil ſeiner Rede ſey, und wie wenig dadurch der folgende, wo er das Leben des Demoſthenes unterſucht, vorbereitet werde: ja es iſt zwiſchen dieſen beiden Theilen eine Kluft zu bemerken, über welche er ſeine Zuhörer nicht, ohne ihre Gemüther gänzlich abzukühlen, hinüberführen konnte. Daß Demoſthenes dieſen Fehlgriff bemerkt habe, ſcheint mir aus dem Umſtande hervorzugehn, daß er gleich im Eingange ſeiner Rede gegen die Forderung ſeines Gegners proteſtirt, er ſolle in der Vertheidigung denſelben Plan befolgen, wie Jener in der Anklage: weit entfernt davon, ſtellt er vielmehr die Tugendidee, wonach er ſprechen will, voran; und erſt nachdem er durch Darſtellung ſeines Lebens einen großen Theil der ihm gemachten Vorwürfe widerlegt hat, beſchäftigt er ſich mit der Beurtheilung der poſitiven Geſetze,

die dem Antrage des Kteſiphon ungünſtig zu ſeyn ſchienen: weshalb auch vom Anfange dieſer Rede bis zu ihrem Ende kein Stillſtand zu bemerken iſt, ſondern das Gemüth in Einer Spannung erhalten, und von dem einen wichtigen Moment unaufhaltſam zu dem andern fortgeriſſen wird.

Einer Rede dieſen ſtätigen Fluß zu geben, dies iſt, unter vielen ſchwierigen Dingen in der Beredſamkeit, vielleicht das Schwierigſte. So wie der Dichter, ſo wird auch ſein Gedicht geboren; in einem ſchönen Momente der Begeiſterung ſteht es, wie ein gegliedertes Ganze vor ihm, und es iſt, wenigſtens dem Entwurfe nach, ohne weitere Mühe vollendet. So wie aber die Tugend Niemanden angeboren iſt, ſondern nur durch eine lange Reihe von Anſtrengungen errungen wird, ſo iſt auch die Rede, als ein ſittliches Produkt, nie in ihrem Entſtehen vollkommen, ſondern ſie wird es nur durch ausdauernd darauf verwendete Arbeit und Mühe. Ja ſo wie die Wirkſamkeit ſelbſt des tugendhafteſten Menſchen, doch nie gänzlich vollkommen, d. h. nie ganz dem Geſetze und zugleich den Verhältniſſen angemeſſen ſeyn kann, ſo ließe ſich die Frage aufwerfen, ob eine Rede, die ja auch, nach meiner Behauptung wenigſtens, ein ſittliches Handeln iſt, vollkommen ſeyn könne: eine Frage, die ich ver-

neinend beantworten möchte. Schon die Angemeſſenheit der Vorſtellungen, wovon im vorigen Kapitel die Rede war, iſt eine nur durch Annäherung zu löſende Aufgabe; denn es würde, um ihr vollkommen zu genügen, ein wahrhaft göttliches Durchſchauen aller Charaktere und Verhältniſſe erforderlich ſeyn. Aber auch das ſtätige Fortſchreiten, als das zweite von uns aufgeſtellte Geſetz, kann in ſeiner Vollkommenheit wohl nur dem göttlichen Handeln in der Weltregierung eigen ſeyn, nie aber dem menſchlichen, welches nur immer Stückwerk bleibt. Doch dem ſey wie ihm wolle; ſo viel iſt gewiß, und hierin wird mir ſicher ein Jeder um ſo mehr beiſtimmen, als er ſelbſt ein beſſerer Redner iſt, nie ſind im Entwurf der Rede, wie er ſich zuerſt dem Geiſte darſtellt, die Gedanken ſchon zu dieſem ſtätigen, fortſchreitenden Fluſſe geordnet, ſondern ſie müſſen dazu verarbeitet werden. Wie ſie ſich zuerſt darbieten, ſind ſie harte, ſpröde, von einander geſonderte Theile; dieſe muß der Geiſt ergreifen, und ſie durch ein unendliches Hin- und Herwälzen an einander zermalmen, bis ſich durch dieſe Reibung die Maſſe entzündet, und wie ein glühendes Erz dahinſtrömt. In dieſe Auflöſung tauchen die höheren Ideen, und bemächtigen ſich der Gedanken die zu ihnen gehören, welche jetzt, da ſie flüſſig gewor-

den ſind, der geheimen Kraft gehorchen, die das Verwandte zum Verwandten zieht, ſo daß ſie ſich nun als eine feſte Kette zuſammenreihen.

Beſonders deutlich zeigt ſich nun wiederum hier, was wir ſchon an mehreren Orten bemerkt haben, daß nämlich der Charakter allein den Redner macht. Könnte wohl der glänzendſten Phantaſie und der am tiefſten forſchenden Vernunft eine ſolche Verarbeitung der Gedanken gelingen, wenn ſie nicht von der Kraft des Willens geleitet und unterſtützt werden? Beide, Phantaſie und Vernunft, für ſich allein, ziehen den Redner von der ſcharfgezeichneten Linie ab, worauf er ſich fortbewegen ſoll, und verleiten ihn zu unnützem Stillſtand und müßigem Ausbilden ſeiner Vorſtellungen. Sie können an der Bearbeitung glanzloſer, höchſt einfacher, aus dem gewöhnlichen Leben entlehnter Vorſtellungen, durchaus kein Intereſſe finden; ſie ermüden dabei und verſuchen, ein unerfreuliches Geſchäft mit einem genußreicheren zu vertauſchen, wenn ſie nicht von einer andern Kraft getrieben werden. Und dies iſt nicht etwa die eitle Sucht, vor einer Verſammlung zu glänzen; denn die Eitelkeit iſt einer ſolchen Anſtrengung nicht fähig; ja ſie fühlt ſich gar nicht einmal dazu aufgefordert, da zu ihrer Befriedigung eine locker gearbeitete Rede, mit einigen glänzenden

Stellen, genügt. Denn so etwas ist der Zuhörer zu beurtheilen fähig; niemals aber, er sey so gebildet als er wolle, wird er einer so tief liegenden Vollkommenheit, wie der stätige Schwung der Gedanken ist, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er fühlt sich nur dadurch getroffen, wie vom Wehen des lebendigen Geistes, ohne die Ursach dieser Wirkung zu kennen, und eben weil so viel Schönes und Vortreffliches in seinem Gemüthe entsteht, vergißt er, daß der Redner vortrefflich gesprochen habe. Jener Demostheniſche Starrsinn, jener eiserne Fleiß, der zur Bildung der rhetorischen, stätig fortschreitenden Reihe erforderlich ist, kann nur aus dem Bestreben entstehen, die Gemüther mit großen Ideen anzufüllen, über welchen man selbst vergessen werde; seinem eigenen Gewissen zu genügen, und ein gutes Unternehmen mit allem auszustatten, was zu seinem Gelingen beitragen kann: und was ist ein solches Bestreben anders, als die sittliche Kraft des Charakters in ihrer schönsten Ausbildung und Würde?

Siebentes Kapitel.

Von der Lebendigkeit.

Wir hatten im Anfange dieser Schrift versucht, das Handeln des Redners in seinem Entstehen zu ergreifen, wie es sich unter Leitung gewisser bestimmter sittlicher Ideen entfaltet. Wir haben ferner in diesem zweiten Buche die Beschaffenheit der Vorstellungen kennen gelernt, mit denen sich die Idee des Redners umgiebt, so wie auch die Regel, nach welcher diese Vorstellungen unter einander verkettet werden. Jetzt denken wir uns sein Handeln, wie es aus seinem Innern in Worten hervortritt, und hier finden wir, daß sein Fortschreiten in der Entwickelung seiner Idee und die dadurch in dem Zuhörer hervorgebrachte Wirkung, auch sein Verhältniß zu demselben, ob es gleich im Allgemeinen dasselbe bleibt, doch jeden Augenblick in einzelnen Umständen verändert; und wir fordern, daß sein Handeln, ohne Schwanken im Wesentlichen und in der Absicht, doch durch einen beständigen Wechsel in der Form die verschiedenen Schwingungen seines Verhältnisses begleite. Dies ist das dritte und letzte Gesetz der rhetorischen Darstellung. Wir nennen es das Gesetz der Lebendigkeit.

Wie die vorigen, ſo iſt auch dies Geſetz ethiſcher Abkunft, und der philoſophiſchen wie der poetiſchen Darſtellung gänzlich fremd. In dieſen beiden iſolirt ſich der Geiſt, und da er die Abſicht nicht hat, ſeine Umgebungen durch ſeine Thätigkeit zu ergreifen, ſo verſtattet er denſelben auch keinen Einfluß auf ſich. Die ſtets ſich gleich bleibende Lage und Verfaſſung, worin er vom Anfang bis zum Ende des Werks verharrt, erlaubt ihm daher, dieſem letzteren eine feſte, unabänderliche Form zu geben. Die ſittliche Thätigkeit hingegen würde durch ein ſolches Iſoliren gänzlich aufgehoben; ſie iſt ein beſtändiges Aufnehmen äußerer Wirkungen, und ein eben ſo beſtändiges Zurückwirken; und da alles Aeußere ohne Stillſtand hin und her fluthet, ſo muß auch der handelnde Menſch ſeine Stellung gegen daſſelbe mit jedem Augenblick verändern. Dies iſt kein Beugen des Willens unter die Gewalt der Umſtände, ſondern das einzige Mittel, ihm die Herrſchaft darüber zu erwerben; ihr ſtets wechſelnder Andrang würde Alles überwältigen, wenn die Art ihm zu begegnen, nicht mit eben der Schnelligkeit wechſelte. Die wahre Tugend iſt zwar nach der Seite des Geſetzes hin, unabänderlich dieſelbe; nach der Seite des Lebens hin, iſt ſie aber ſtets beweglich und neu; und es iſt nur Mangel an Spannkraft

des Charakters, wenn man, bei gänzlich veränderten Umständen, dieselbe Handlungsweise fortsetzen will.

Dieser aller ethischen Thätigkeit eigenthümliche Wechsel in der Stellung und den Bewegungen des Handelnden, kann in der Thätigkeit des Redners, da sich dieser nur der Gedanken und der Worte zur Realisirung seiner Idee bedient, auch nur an den Gedanken und den Worten, und an ihren stets abwechselnden Wendungen, wahrgenommen werden. Dies sind die sogenannten rhetorischen Gedanken- und Wort-Figuren: ein Ausdruck, bei welchem man sich nur nicht kalt und künstlich zur bloßen Zierde ersonnene Schnörkel denken muß; wozu freilich der Ausdruck verleiten könnte; sondern von der Phantasie, unter Leitung des rhetorischen Affekts, im Kampfe mit den widerstrebenden Gesinnungen des Zuhörers erfundene Wendungen und Bewegungen der Gedanken und Worte: weshalb auch vielleicht diese letzteren Ausdrücke, die keinem solchen Mißverständnisse ausgesetzt sind, den Vorzug verdienten. Dergleichen Wendungen werden ohne Zwang und Mühe im geselligen Umgang gebildeter und lebhafter Geister erfunden. Denn da das höhere gesellige Leben ein gegenseitiges Bearbeiten der Gemüther, durch Umtausch der Ansichten ist, wo ein Jeder wechselnd bald die Rolle des

Redners und bald die des Zuhörers übernimmt, so wird aus der Sprache desselben, zwar nichts für die rhetorische Reihe der Vorstellungen zu lernen seyn, da sie nur Bruchstücke derselben enthält; desto mehr aber für die Wendungen in Gedanken und Worten, die hier durch eine nähere Wirkung und Gegenwirkung lebendiger und kräftiger erzeugt werden. Auch sind die sogenannten Figuren, die von den Rednern angewendet, und von den Rhetoren einzeln aufgezählt werden, nur solche, im sittlichen Verkehr der Menschen entstandene, aus demselben ergriffene, und höchstens nur veredelte und ausgebildete Wendungen der Vorstellung und des Ausdrucks. Daher dürfen sie, wenn man sie recht gebrauchen will, weder aus Lehrbüchern, noch selbst aus den vollkommensten Werken der Beredsamkeit entlehnt werden, sondern man muß auf die Sprache des Umgangs zurückgehen, und sich alle die lebendigen Bewegungen zuzueignen wissen, wovon man sich getroffen fühlt, und die man selbst ihr zu geben gewußt hat. Oder vielmehr, der Redner muß sich den Zuhörer mit bestimmten Zügen, mit allen seinen widerstrebenden Ansichten und Neigungen vergegenwärtigen, und sich den ganzen Hergang der Sache, nicht monologisch, sondern dialogisch vorstellen; als-

dann wird er fühlen, wann es darauf ankommt *), Aufmerksamkeit zu erregen, zu belehren, zu ermahnen; den Zusammenhang oder den Gegensatz mehrerer Gedanken anzugeben; einem Vorwurf zu begegnen, ihn zurückzuschleudern; eine Wahrheit durch eine unerwartete, überraschende Wendung ins Licht zu setzen; von dem Einen zum Andern überzugehn; seine Empfindung zurückzuhalten, sie durchbrechen zu lassen u. s. w. Bei einem so lebendigen Gefühl seines Verhältnisses, und der darin durch ihn selbst hervorgebrachten Veränderungen, werden, bei jedem Schritt den er vorwärts thut, seine Vorstellungen, und durch diese auch sein Ausdruck, eine verschiedene Form erhalten.

Ist dieser Wechsel der Formen in der rhetorischen Darstellung, ethischen Ursprungs, wie wir zu zeigen bemüht gewesen sind, so ist er auch unter allen, zur Erregung des Affektes angegebenen Mitteln, das kräftigste und wirksamste **). Denn der Affekt des Zuhörers entzündet sich an dem Affekt des Redners; und wie könnte dieser deutlicher beweisen, daß er ganz von einer Idee, und von dem Streben sie andern mitzu-

*) Cicero Orator. 39 et 40.

**) Jam vero ad affectus nil magis ducit. Quinct. IX. 1.

theilen, beſeelt ſey, als wenn er die lebendigſten Formen der Darſtellung erſchöpft? Die Angemeſſenheit der Vorſtellungen für ſich allein, würde einen ſolchen Eindruck nicht hervorbringen; auch die am feſteſten gearbeitete Kette der Gedanken, würde, wenn ſich nicht ein jedes Glied in derſelben durch eine eigenthümliche Bildung auszeichnete, am Ende nur durch eine gewiſſe Einförmigkeit ermüden. Aber durch die beſondere und oft überraſchende Wendung, womit jede neue Vorſtellung ſich ankündigt, bekommt ſie einen Stachel, der ſich tiefer dem Gemüthe eingräbt, welches von ſo vielen Seiten unaufhörlich gereizt und getroffen, ſich am Ende dem Affekt ohne Widerſtand hingeben muß.

Dies Wirken auf den Affekt iſt das unterſcheidende Merkmal, woran man die rhetoriſchen Figuren erkennen, und wodurch man ſie von den poetiſchen ſondern kann. Die letzteren ſind von der Phantaſie für die Phantaſie geſchaffen; ſie ſind ein Malen, ein Bilden, ein Darſtellen. Die rhetoriſchen Figuren ſind von dem Gemüth — ſo nenne ich das ganze Innere des Menſchen, in ſo fern es unter der Leitung des Willens ſteht — für das Gemüth hervorgebracht: ſie ſollen ergreifen, feſſeln, bewegen, fortreißen. Die poetiſchen Figuren treten geſchmückt und glänzend auf,

und die Dichtkunſt gefällt ſich in ihrem Schimmer; die rhetoriſchen Figuren ſind eine nackte Kraft, welche abſichtlich alles Gepränge vermeidet, weil dadurch ihre Wirkung gehemmt, oder auf die Phantaſie, anſtatt auf den Affekt, geleitet werden könnte. Will man ſich ein Gefühl für rhetoriſche Figuren bilden, ſo leſe man den Demoſthenes; denn von ihm rühmen die Alten, daß er keinen Gedanken vorgetragen habe, ohne ihn auf eine beſondere Art zu figuriren *); dadurch wird man auch am beſten inne werden, wie groß der Unterſchied zwiſchen rhetoriſchen und poetiſchen Figuren ſey, denn keine Schreibart kann wohl von alle dem, was wir Poeſie des Ausdrucks nennen, freier ſein, als die Demoſtheniſche. Wodurch wir übrigens nicht behaupten wollen, daß in einer Rede keine von den Figuren, die man gewöhnlich poetiſche nennt, zu geſtatten ſey. Alles kommt auf Anwendung, Stellung und Wirkung an; und es iſt ſehr wohl möglich, daß bei einem verſchiedenen Gebrauch und Zuſammenhang, dieſelbe Figur bald für die Phantaſie ausmale, bald den Affekt errege.

Bei dieſer Verſchiedenheit der poetiſchen und rhe-

*) Cicero Orator. C. 39. Et vero nullus fere ab eo locus sine quadam conformatione sententiae dicitur.

torischen Figuren, verdient das Unternehmen sie aufzuzählen, eben so viel Beifall bei den einen, als Mißbilligung bei den andern. Da die Phantasie sich von der Außenwelt unabhängig macht, und ihr keinen Einfluß auf ihre Schöpfungen verstattet, so werden ihre Formen keinesweges von einer unübersehbaren Mannigfaltigkeit seyn; denn ihr Ursprung ist in der Phantasie allein zu suchen, die bei allem ihren Reichthum doch, wie jedes menschliche Vermögen, an gewisse entdeckbare Gesetze gebunden ist. Man kann daher, sowohl bei der Aufzählung der poetischen Gattungen, als auch bei dem Verzeichniß der poetischen Figuren, zu einer erschöpfenden Vollständigkeit gelangen. Da hingegen die sittliche Thätigkeit des Menschen immerwährend durch seine Verhältnisse bedingt wird, die in nie zu berechnender Verschiedenheit wechseln, so ist es auch unmöglich, die Formen, unter welchen diese Thätigkeit erscheint, mit befriedigender Vollständigkeit aufzuzählen. Dies ist der Grund, weshalb man in der Beredsamkeit, nicht wie in der Poesie, gewisse sich durch Form und Gehalt auszeichnende Gattungen annehmen darf; und eben deshalb war es auch ein thörichtes Unternehmen, die Wendungen, welche die Gedanken des Redners, unter Mitwirkung der stets wechselnden Umstände erhalten, unter gewisse Rubriken bringen

gen zu wollen. Man wäre überhaupt nie darauf verfallen, wenn man den ethiſchen Charakter der Beredſamkeit erkannt, und ſie gehörig von der Poeſie zu unterſcheiden gewußt hätte. Auch liegt es am Tage, wie ſchlecht dies Unternehmen gelungen ſei. Es giebt herrliche Gedankenwendungen im Demoſthenes, die noch kein Rhetor in ſein Verzeichniß eingetragen hat; und auch von den kirchlichen Rednern ſind Viele erfunden worden, die den Alten ganz unbekannt waren.

Aus dieſer Vermengung der poetiſchen und rhetoriſchen Figuren, entſtand ſchon bei den Alten eine ganz falſche Anſicht von dem Gebrauch und der Wirkung der letzteren. Cicero und Quinctilian ſtimmen darin überein, daß ſie zum Theil als bloße Ausſchmükkung der Rede, und zum Vergnügen des Zuhörers angewendet werden können *). Dies darf aber niemals ihre Beſtimmung ſeyn, wenn ſie anders, wie wir behaupten, nicht von der Phantaſie für die Phantaſie, ſondern von dem Gemüth für das Gemüth geſchaffen werden. Eine andere vortreffliche Regel über ihren Gebrauch, die aber mit jener anderen Aeußerung kei-

*) Ex collocatione verborum quae sumuntur quasi lumina, magnum afferunt ornatum orationi. Cicero Orator. C. 39. Major pars harum figurarum posita est in delectatione. Quinctilian IX. 3.

neswegeſ übereinſtimmt, giebt derſelbe Quinctilian, wenn er ſagt *), daß Alles, was die Abſicht des Redners nicht befördert, ihr im Wege ſteht; und die Erzeugung eines mächtigen Affekts, der das ganze Gemüth ergreift, und in Thaten hervorbricht, wird gewiß durch nichts ſo wenig befördert, und folglich ſo ſehr verhindert, als durch jenes leichte Spiel der Phantaſie, die von Bildern zu Bildern gaukelt. Deshalb behaupten wir, daß in einer Rede keine Figur geduldet werden ſoll, wofern nicht darin, nach Quinctilians Ausdruck, jedes Wort einen Affekt erregt **). Ein anderer Gebrauch der Figuren würde im Redner eine Abweichung von ſeinem Vorhaben, d. h. eine ſittliche Schwäche verrathen, und anſtatt zu ſeiner Abſicht mitzuwirken, ihr nur im Wege ſtehn, d. h. die Gemüther erkalten laſſen, anſtatt ſie zu erwärmen.

Ferner ſind auch die Figuren, die in Wendungen der Gedanken beſtehn, jenen Regeln der Angemeſſenheit und der Stätigkeit unterworfen, die wir für die rhetoriſchen Gedanken überhaupt aufgeſtellt haben. Wenn man die mächtigſten und gewaltigſten unter dieſen Figuren bei geringen Veranlaſſungen verſchwen-

*) Obstat enim quidquid non adjuvat. Quinctil. VIII. 6.

**) Quot verba, totidem affectus. Quinctil. IX. 3.

det, oder ſie unvorſichtiger Weiſe zu einer Zeit gebraucht, wo das Gemüth ein ſo heftiges Ergreifen noch nicht erträgt, ſo wird durch dieſe unangemeſſene Anwendung ihre Wirkſamkeit gehemmt und vernichtet. Und da, um zu verhindern, daß der Affekt erkalte, die Gedanken ſelbſt in ſtätiger Reihe fortlaufen müſſen, ſo iſt es zu demſelben Ende auch nothwendig, daß die Wendung, die der eine Gedanke genommen hat, ſich in diejenige, womit der folgende Gedanke auftreten wird, leicht und natürlich verliere. Wobei noch zu bemerken iſt, daß die vollkommenſte Figuren-Verkettung ihre Wirkſamkeit verliert, ſobald ſie, nach kurzen Zwiſchenräumen, mehrere Male hinter einander gebraucht wird; denn das ſchon ergriffene Gemüth, wird durch die Wiederholung deſſen, wodurch es ergriffen worden, ſogleich von dem Affekte befreit, und zur müßigen Beſchauung der Form hingeleitet, deren Wiederkehr in dieſem Falle ihm nur einen muſikaliſch-poetiſchen Genuß verſchaffen würde.

Und wie jeder Verſtoß gegen die früheren rhetoriſchen Geſetze, als ein moraliſcher Fehler anzuſehen war, ſo darf auch der ſchlechte Gebrauch der Figuren nie einem Mangel an Genie, ſondern immer nur einer Schwäche des Charakters zugeſchrieben werden. Es iſt Eitelkeit, wenn man ſie zum Prunk und zur

Zierde verſchwendet; es iſt Stumpfheit des ſittlichen Gefühls, wenn man ſie am unpaſſenden Orte gebraucht; es iſt Trägheit im Handeln, Unfähigkeit ſich für hohe Ideen zu begeiſtern, wenn man einem Gedanken nicht die kräftigen Wendungen zu geben verſteht, durch welche allein er den beabſichtigten Eindruck hervorbringen kann. Daher wird man auch nicht durch die bloße Kenntniß dieſer oder anderer Regeln, ſondern nur durch die ſittlichen Vollkommenheiten, die jenen Fehlern entgegengeſetzt ſind, im Stande ſeyn, die Figuren richtig und wirkſam anzuwenden. Es wird dazu ein Gemüth erfordert, das ſich für ſittliche Ideen erwärmen kann; das bei aller ſeiner Begeiſterung einen ruhigen, ſicheren Ueberblick der Umſtände beibehält; und dem, an dem wahren Vortheil des Zuhörers, an ſeiner Veredlung, bei weitem mehr gelegen iſt, als an ſeinem Beifall.

Achtes Kapitel.

Von der Proſa.

Im Anfang dieſes zweiten Buchs haben wir uns anheiſchig gemacht, die Grundzüge zu einer Theorie

der Prosa zu entwerfen, und sie von dem ethischen Princip der Rhetorik, das wir bisher festgehalten haben, abzuleiten. Wir versuchen jetzt, dies Versprechen zu lösen.

Wir stellen zuerst die unterscheidenden Merkmale der Prosa auf, indem wir sie, um der größeren Deutlichkeit willen, mit den eigenthümlichen Kennzeichen der poetischen Rede vergleichen.

Der erste Unterschied liegt in der Periode. Nicht als ob sie der Prosa allein eigen wäre, und in einer gebildeten Poesie entbehrt werden könnte. Doch sie erscheint in derselben nur als eine nothwendige Form in Verknüpfung der Gedanken, auf welche kein vorzüglicher Nachdruck gelegt wird. In der Prosa hingegen bekommt sie, mit Beibehaltung dieser ersten ursprünglichen Eigenschaft, noch eine höhere Bedeutung, und scheint zu besonderen Zwecken zu dienen. Daher verlangt man in der Prosa, daß sich jede Periode durch etwas Eigenthümliches auszeichne, und sich von den vorhergehenden und nachfolgenden durch ihre Form unterscheide; während man es in der Poesie nicht tadelt und kaum bemerkt, wenn mehrere höchst einfache und einander ganz ähnlich gebildete Sätze auf einander folgen.

Der zweite Unterschied liegt in den Worten. In

der Poeſie gilt jedes Wort, nicht nur durch ſeine Bedeutung, ſondern auch durch ſeinen Klang und durch ſein bloßes Daſein; die dem Sinn nach wichtigſten und unwichtigſten haben als integrirende Theile deſſelben Ganzen, wie die Bürger eines Freiſtaats, gleichen Rang. In der Proſa hingegen iſt der Werth der Worte nach ihrer Bedeutung verſchieden; in jedem Satze giebt es eins oder mehrere, die durch eine beſondere Stellung gehoben und ins Licht geſetzt werden, ſo daß die andern ihnen untergeordnet ſind, und nur beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, ihnen zu dienen und ſie zu heben.

Der dritte Unterſchied liegt in dem Verhältniß der langen und kurzen Sylben, das in der Poeſie Metrum, in der Proſa Numerus genannt wird. Die Verſchiedenheit beider, läßt ſich, ſo ſcheint es, am beſten in folgende allgemeine Merkmale zuſammenfaſſen. Das Metrum, obgleich der Idee angemeſſen, ſtellt ſich doch als etwas Selbſtſtändiges dar, und ſucht eine von den ausgedrückten Gedanken und Gefühlen unabhängige Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn. Deswegen beſtimmt es nicht bloß die Anzahl und die Folge der Längen und Kürzen aufs Genaueſte; es ſondert ſie auch in einzelne metriſche Glieder, die durch ihre öftere Wiederholung um ſo mehr dem Ohr und dem Ge-

müth ihre beſondere Geſtalt einprägen. Iſt in einer Sprache die Verſchiedenheit der Längen und Kürzen nicht gehörig beſtimmt, ſo erſetzt die Poeſie, was hierdurch ihrer Form an Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit abgehen würde, durch die Zählung der Sylben, welche die einzelnen Versglieder ausmachen, und durch die regelmäßige Wiederkehr derſelben Laute am Ende der Verſe. Der Numerus hingegen, weit entfernt ſich von dem Gedanken abzuſondern, bleibt demſelben ſtets untergeordnet, und es würde als einer der größten Fehler einer proſaiſchen Periode angeſehen werden, wenn einer ihrer Theile, durch eine zu auffallende und das Ohr zu ſehr einnehmende Folge von Tönen, die Aufmerkſamkeit von dem Inhalt auf die Form zöge. Der Numerus ordnet alſo die Folge und die Zahl der Längen und Kürzen nur ſo, daß der Eindruck der Rede auf die ſinnlichen Organe, dem Eindruck angemeſſen ſey, der auf das Gemüth hervorgebracht werden ſoll, damit dieſes nicht weniger empfinde, weil das Ohr entweder gar nichts empfunden hat, oder beleidigt worden iſt. Und damit der Numerus ſich nicht eine, ihm nicht zukommende, Selbſtſtändigkeit anmaße, iſt es nothwendig, und wird auch allgemein gefordert, daß er ſich aufs Genauſte dem Inhalt anſchmiege, mit jedem neuen Gedanken, ja mit

jeder neuen Periode abwechsle, und so in beständiger Mannigfaltigkeit hinströme.

Ist hierdurch, wie ich glaube, das Eigenthümliche der Prosa hinreichend angegeben, so frage ich, aus welchen Principien kann man eine solche Redeform deduciren, und erweisen, daß sie so und nicht anders beschaffen seyn müsse? Dies Problem scheint man sich noch gar nicht aufgegeben zu haben, da doch ein ähnliches, die poetischen Formen betreffend, so viele Theoretiker beschäftigt hat, und von ihnen so glücklich gelöst worden ist. Warum giebt es überhaupt eine Prosa in der Welt? Welches Recht hat sie, neben der Poesie zu existiren? Sollten die Menschen vielleicht überhaupt nur in Versen sprechen, und wäre es bloß Bequemlichkeit oder Unfähigkeit, wenn sie es unterlassen? Unmöglich, denn man fühlt, daß es Darstellungen giebt, wo die poetischen Formen durchaus nicht anwendbar sind; und dies rührt nicht etwa von ihrer Schwierigkeit her; denn die gebildete Prosa hat ihre eigenthümlichen Vorzüge, und folglich auch ihre Schwierigkeiten, die nicht leichter zu besiegen sind, als die der Versifikation. Behauptet sich nun die Prosa als eine besondere Form der Darstellung, so muß sich auch die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche aus Gründen erweisen lassen. Oder wollte man, nachdem

man die Nothwendigkeit der poetiſchen Formen deducirt hätte, die Proſa als einen durchgängigen und vollſtändigen Gegenſatz derſelben aufſtellen, und damit die Sache für abgemacht anſehn, indem ja Nichts ſeyn könne, das nicht ſein Entgegengeſetztes habe? Aber dieſer Grundſatz, nicht zu gedenken, daß er an ſich ſelbſt nicht zu rechtfertigen wäre, könnte auch hier gar nicht einmal ſeine Anwendung finden, indem ſich Proſa und Verſe zwar unterſcheiden, aber keineswegs durch lauter entgegengeſetzte, und einander entſprechende Merkmale, eine parallel laufende Antitheſis bilden.

Das Recht, mit welchem die Proſa ihren Platz neben der Poeſie behauptet, und die Nothwendigkeit der an ihr wahrgenommenen charakteriſtiſchen Merkmale, kann nur dann befriedigend erwieſen werden, wenn man ſie aus ethiſchen Principien conſtruirt. In Ableitung der Regeln, welchen das ſittliche Handeln der Menſchen, in ſo fern es ſich der Rede bedient, unterworfen iſt, waren wir bis zum Geſetz der Lebendigkeit gekommen; indem wir es weiter entwickeln, werden wir daraus die Proſa, mit Allem was ſie Eigenthümliches und Unterſcheidendes hat, entſtehen ſehen.

Denn erſtlich, da dem Geſetz der Lebendigkeit zu-

folge, jeder Gedanke mit einer beſonderen Wendung und Bewegung auftreten ſoll, ſo muß er natürlicher Weiſe auch der Periode, worin er ſich darſtellt, eine eigenthümliche Form und Bildung mittheilen. Es läßt ſich alſo aus dieſem ethiſchen Grunde die Sorgfalt begreifen, mit welcher in der Proſa die Periode ausgebildet wird, da hingegen in der Poeſie eine ſolche Auszeichnung derſelben, nicht nur unnöthig, ſondern auch fehlerhaft ſeyn würde. Denn der Wechſel der Periodenform drückt einen Wechſel in der Gemüthsverfaſſung aus, der von dem Redner gefordert wird, der aber in dem Dichter, da dieſer nur eine und dieſelbe Gemüthsſtimmung darſtellen will, nicht Statt finden darf. Mit eben dem Rechte, mit welchem man in der Rhetorik Gedankenfiguren annimmt, glauben wir auch Periodenfiguren, die ſich noch von den Wortfiguren unterſcheiden, annehmen zu können: auch iſt Vieles, was von den Rhetoren unter dieſem letzteren Namen angeführt wird, weniger Wortſtellung als Periodenbildung, z. B. Klimax, Antitheton, Iſokolon, Prosapodoſis, und die aus Verbindung von Epibole und Epiphora entſtehende Koinotes.

Aber nicht nur auf den Periodenbau, ſondern auch zweitens auf die Stellung der Worte, äußert

das Geſetz der Lebendigkeit ſeinen Einfluß. Denn da es beſonders darauf ankommt, daß die Gedanken nicht in einander verfließen und eine gleichförmige Maſſe bilden, ſo müſſen auch die Worte, wodurch ſich ein jeder am deutlichſten ausſpricht, vor den andern hervorgehoben und ausgezeichnet werden. Aus dieſer ethiſchen Anſicht der Proſa erklärt ſich alſo nicht nur der beſondere Nachdruck der darin auf die wichtigſten Worte als Subſtantiv, Adjectiv, Verbum, gelegt wird, ſondern auch die Entſtehung der exquiſiteren Wortfiguren, als Paronomaſe, Paradiaſtole, Anaklaſis, Epanodus, Diaphora, Homoioptoton, u. ſ. w. In der Poeſie wird der Gebrauch dieſer Figuren mit Recht verdammt, weil hier nicht die Auszeichnung des Einen vor dem Andern, ſondern die Verbindung des Einen mit dem Andern das Weſentliche iſt. Und hat die Poeſie ſich eine oder die andere von dieſen Figuren angeeignet, wie z. B. das Homoioptoton, woraus der Reim entſtanden zu ſeyn ſcheint, ſo hat ſie doch auch zugleich ihre Bedeutung gänzlich verändert; denn in der Proſa wird ein Satz durch das Homoioptoton individualiſirt; in der Poeſie werden die Verſe durch den Reim verkettet und mit einander verbunden.

Endlich drittens, kann das Geſetz der Lebendigkeit weder Metrum, noch Reim, noch abgemeſſene Syl-

benzahl gestatten; denn dadurch bekommt die äußere Form der Darstellung eine Ruhe und ein Ebenmaaß, sie drückt ein genügliches Behagen aus, welches zwar zur Ausbildung poetischer Ideen nothwendig gehört, aber dem affektvollen und nach der Erregung des Affekts strebenden Handeln des Redners immer fremd bleiben muß. Dessen ungeachtet, da sich das Eigenthümliche der rhetorischen Gedanken nicht nur in dem Periodenbau und der Wortstellung, sondern auch im Verhältniß der Längen und Kürzen auszudrücken strebt; da zur besseren Sonderung der Gedanken, das langsamere Einherschreiten des einen, von dem schnelleren Fluge des andern geschieden, und durch das Ohr dem Gemüth bemerkbar gemacht werden muß, so erfordert das Gesetz der Lebendigkeit eine der jedesmaligen Vorstellung angemessene Mischung der Sylben in Rücksicht ihrer Quantität, nur daß die Art und Weise dieser Mischung mit jedem Perioden wechsle, und niemals auf Unkosten des Gedankens beschäftige; wäre dies der Fall, so würde der Redner, die nur dem Dichter zukommende, ihm selbst aber durch das Gesetz der Lebendigkeit verbotene Behaglichkeit verrathen; und auch das Ziel, wonach er strebt, die Hervorbringung des Affektes im Zuhörer, würde unerreicht bleiben, sobald dieser eben so sehr durch den musikalischen

Genuß der Tonfolge ergötzt, als durch die Kraft des Gedankens getroffen würde.

Neuntes Kapitel.

Schluß.

Unsre ethische Ansicht der Beredsamkeit sind wir bisher bemüht gewesen, nach drei verschiedenen Seiten auszubilden; indem wir zeigten, erstlich, wie alle ihre wesentlichen Gesetze sittlichen Ursprungs sind; zweitens, wie nur eine sittlich gute Beschaffenheit des Charakters zu ihrer Befolgung geneigt und tüchtig mache; drittens, wie der Redner des Erfolges um so sicherer ist, als er diese sittlichen Gebote strenger beobachtet, und alle minder lautern Rücksichten entfernt.

Und da wir in Ableitung dieser Gesetze bis zur Konstruktion der Prosa, als einer nothwendigen Darstellungsform der Rede gelangt sind, so glauben wir hier die Feder niederlegen zu können, da das Gesagte genügen muß, Denjenigen, der uns bis hieher gefolgt ist, in den Stand zu setzen, über die Richtigkeit unsrer Hypothese ein Urtheil zu fällen; und es Demjenigen,

der ihr Beifall giebt, nun auch nicht ſchwer ſeyn wird, unſre Grundſätze auf Deklamation und andere Außenwerke der Beredſamkeit, wovon wir nicht gehandelt haben, anzuwenden.

Gedruckt bei A. W. Schade.

Anzeige.

Von dem Verfaſſer dieſes Buchs, Herrn Ober-Conſiſtorial-Rath, Hof- und Dom-Prediger

Dr. Franz Theremin

zu Berlin, ſind bis jetzt folgende Schriften erſchienen:

Die Lehre vom göttlichen Reich, dargeſtellt ꝛc. 1823. 1 Thlr.

Adalberts Bekenntniſſe. Zweite, vermehrte Auflage. 1835. 1 Thlr. 5 Sgr.

Hebräiſche Geſänge; aus dem Engliſchen des Lord Byron überſetzt. 1820. 15 Sgr.

Leitfaden für den chriſtlichen Religions-Unterricht. gr. 12. 1830. 7½ Sgr.

Abendſtunden (Gedichte, Geſpräche, theologiſche Abhandlungen). 2 Thle. 1833. 2 Thlr. 10 Sgr.

Ueber die deutſchen Univerſitäten. Ein Geſpräch. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Vom Tode. Drei Predigten, im Jahre 1836 gehalten. geh. 15 Sgr.

Predigten. 8 Bände, jeder Band 1 Thlr. 10 Sgr.

Davon unter beſonderen Titeln:

Das Kreuz Chriſti. 3 Bde, jed. Bd. 1 Thlr. 10 Sgr.

Zeugniſſe von Chriſto in einer bewegten Zeit. Predigten, in den Jahren 1830, 1831, 1832 gehalten. 1 Thlr. 10 Sgr.

Ferner ſind in dem Verlage der Unterzeichneten erſchienen:

Heinſius, Theod., Die Bildung zur deutſchen Beredſamkeit. In Briefen an einen Staatsmann. gr. 8. 1831. geh. 15 Sgr.

Heinsius, Theod., Vorschule der Sprech- und Redekunst, oder theoretisch-praktische Anleitung zum richtigen Sprechen, Schreiben und Verstehen der deutschen Sprache. Vierte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Der Redner und Dichter, oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. Fünfte Ausgabe. 8. 22½ Sgr.

— — Geschichte der deutschen Litteratur, oder der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen bis auf die neuesten Zeiten. Fünfte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Hagen, F. H. v. d., und J. Gust. Büsching, Litterarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das 16te Jahrhundert. gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Litteratur. Dritte, vermehrte Auflage. 15 Sgr.

Wackernagel, Dr. K. Ed. Ph., Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. Zweite, sehr vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

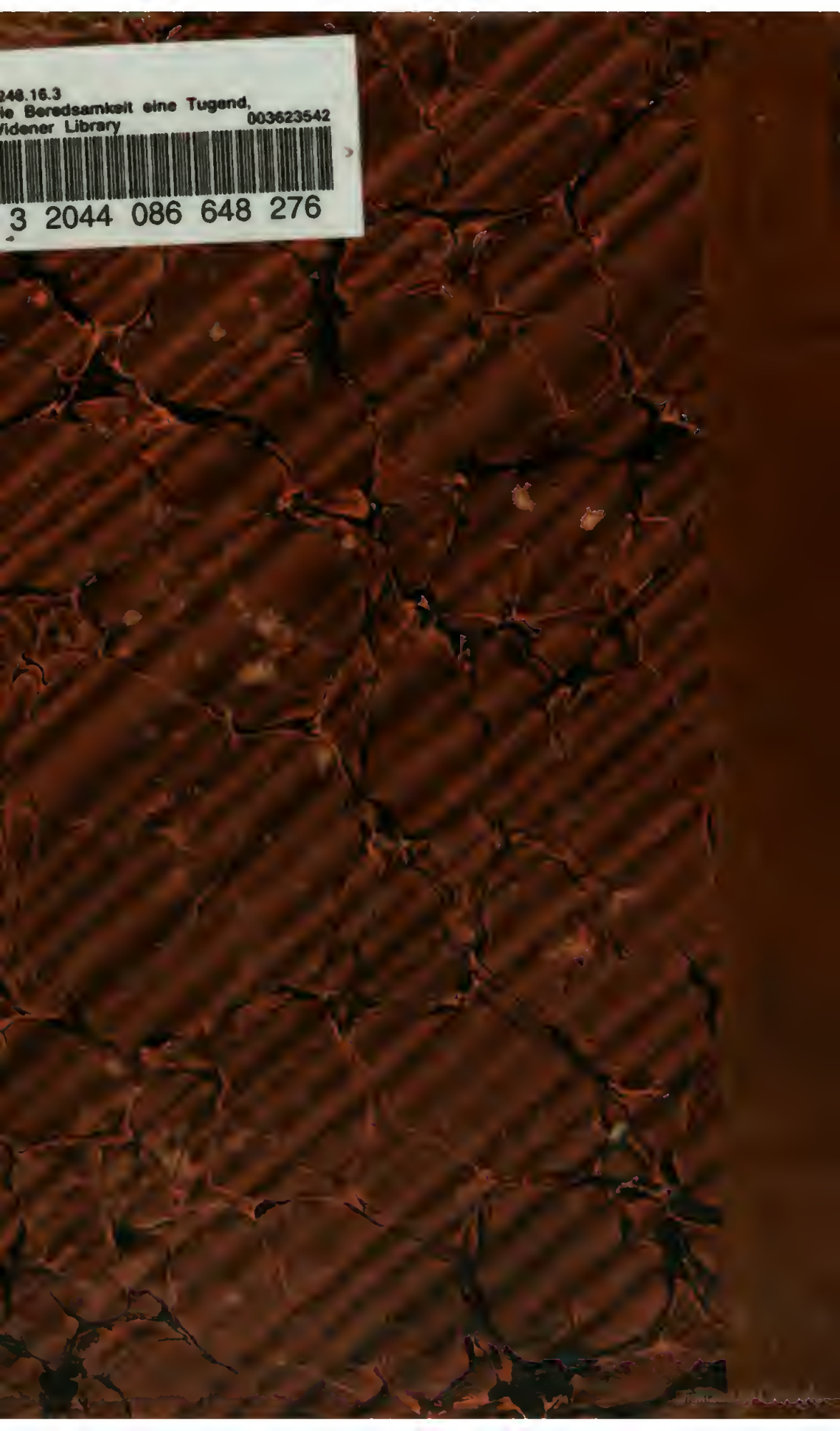
Büchner, K., und F. Herrmann, Handbuch der neueren französischen Sprache und Litteratur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neueren französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Prosaischer Theil. Zweite, durchweg verbesserte und vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

(Der poetische Theil kostet ebenfalls 1 Thlr. 10 Sgr.)

Berlin, im Januar 1837.

Duncker und Humblot.

Digitized by Google


246.16.3
ie Beredsamkeit eine Tugend,
Widener Library
003623542
3 2044 086 648 276